

Die Scheinheiligkeit des Liberalismus

und die Sklaverei im Handelsstande

von

Empiricus

Wort:

Je mehr der Bürger schwört zur Vaterl.

Je mehr er's mit dem Bürger vorset.

(Aus „Neue Weltanschauung“.

Jahrgang 6, Heft 1).

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Die Scheinheiligkeit des Liberalismus

und die Sklaverei im Handelsstande

von

Empiricus

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

ISBN 978-3-662-23976-6 ISBN 978-3-662-26088-3 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-26088-3

Das Wirtschaftsleben weist bei fast allen Kulturvölkern und Zeiten eine ähnliche „innere“ Form auf, die nur äußerlich einem mannigfachen Wechsel unterliegt: Eine geringe Minderheit wirtschaftlich Starke und eine große Mehrheit wirtschaftlich Schwache oder Besitzlose. Oder, will man sich weniger gebildet ausdrücken, so kann man auch sagen wie J. G. Vogt in seinem Werke „Der absolute Monismus“: Ausbeuter und Ausgebeutete. In früheren Zeiten war das Verhältnis ein einfaches und klares, es gab eben Herren und Sklaven. Aber die offizielle Sklaverei ist im Laufe des 19. Jahrhunderts bei den christlichen Völkern verschwunden. In Deutschland wurde 1810 die Erbuntertänigkeit aufgehoben. Diese Erbuntertänigkeit (der Bauern) war nur ein besserer Name für Sklaverei, die sogar in mancher Beziehung schändlicher war als z. B. die Sklaverei bei den gebildeten alten Griechen.

Wenn man sich fragt, wie es möglich war, daß eine große Zahl starker Menschen, Abkömmlinge derer, die einst die römischen Legionen vernichtet haben, ein Jahrtausend lang sich willig von einer Minderheit im Sklavenjoch halten ließ, so gibt es nur eine Erklärung: Es war nur möglich durch die Einführung des Christentums, welches mit großer Mühe, zum Teil mit Waffengewalt und unglaublicher Roheit, unseren

unbändig mutigen Vorfahren aufgedrängt wurde und mit der Zeit viele schöne Eigenschaften, den Sinn für Freiheit und Natur, den persönlichen Stolz u. a., durch die sie sich auszeichneten, abtötete. Die christliche Religion ist nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen eine Vermischung von Buddhismus und Judentum, also etwas dem Deutschtum gar nicht Angepaßtes. Wenn das Christentum sich rühmt, die offizielle Sklaverei abgeschafft zu haben, so darf es sich auch rühmen, der Einführung der Sklaverei — wenigstens in Deutschland — selbst den Weg geöffnet zu haben; denn nur auf Grund des Christentums war dergleichen wie Leibeigenschaft möglich, nur dadurch, daß der christliche Priester den freien deutschen Mann zu Demut und Untertänigkeit erzog. Die Kirche hatte selbst das größte Interesse daran — waren doch im Mittelalter die Bischöfe selbst mächtige weltliche Herren, die von der Sklaverei nur profitieren konnten.

Haben sich dann solche Verhältnisse einmal in das Leben eines Volkes eingefressen, so tut die Gewohnheit das übrige. Sie ist der zweite Faktor, der zur Erklärung der Leibeigenschaft herangezogen werden muß. Das, woran wir gewohnt sind, erscheint uns als selbstverständlich. Wir entrüsten uns darüber, daß der Neger seine Tochter verkauft. Der Negerin ist das ganz „selbstverständlich“, sie verachtet sogar die weiße Frau, deren Vater dem weißen Manne noch etwas zuzahlen muß. Niemandem erscheint es selbstverständlicher, daß es Sklaven und Herren geben muß, als gerade dem Sklaven selbst. Die Gewohnheit ist also der konservative Faktor, der die Erhaltung selbst der widersinnigsten Dinge möglich macht. Der kürzlich

verstorbene bedeutendste Philosoph Amerikas, William James, sagt: „Gewohnheit ist also das riesige Schwungrad der Gesellschaft, sie ist der wertvollste Erhaltungsfaktor. Sie allein ist es, die uns alle in den Schranken der Ordnung erhält und die Kinder des Glücks vor den Aufständen der Armen schützt.“ Gewohnheit ist ein so starker Faktor, daß die stärksten Denker sich ihm nicht entziehen können. So konnte sich der größte Gelehrte des Altertums, Aristoteles, nicht ein Staatswesen ohne Sklaven denken! Die Weisten können sich heute noch nicht ein Staatswesen und eine Kindererziehung ohne die Kirche denken! Viele Eltern halten es noch für „selbstverständlich“, daß Kinder Prügel haben müssen, eine Selbstverständlichkeit, die man früher ja häufig auch auf die Frau übertrug! Alle Sitten und Anschauungen eines Volkes entstammen dem Dämon „Gewohnheit“ — darüber ist die moderne Wissenschaft sich einig. „Gewohnheit“ ist ein Begriff, der eng verwandt ist mit „geistiger Beschränktheit“. Löst sich die Beschränktheit, dann kommt aber auch das Ende für die unnatürlichen Schranken.

Infolge der Gewohnheit und der damit verbundenen Vorurteile kann sich Jahrhunderte und Jahrtausende etwas erhalten, was später von der Wissenschaft als offener Unfinn entlarvt wird. Und während wir uns heute über den Aberglauben und Unfinn früherer Zeiten entrüsten, etwa über die Hexenverbrennungen, die Zauberei usw., denken wir nicht daran, wie weit wir selbst noch im Aberglauben und der Zauberei unserer Vorurteile stecken mögen, und ob spätere Zeiten nicht einmal ebenso über uns lachen werden.

So wird ganz gewiß einmal eine höhere Kultur kommen, die es nicht begreifen wird, wie ein Staatswesen möglich war, in dem ein Mensch Millionen und Millionen Menschen Nichts besitzen. Uns gilt dies heute als „selbstverständlich“. Sie wird uns wahrscheinlich verachten, weil wir so klug reden und so viele Bücher schreiben und uns selbst bewundern, wie herrlich weit wir es gebracht haben, aber nicht die Fähigkeit besitzen, an solchen unnatürlichen Verhältnissen etwas zu ändern.

Aber so ganz wird sie uns doch nicht verachten. Denn neben diesem trägen Optimismus spricht doch auch mächtig die eiserne Logik der Tatsachen; es gibt neben den Schönrednern, welche die Verhältnisse, über die sie schreiben, meistens nur aus der Vogelperspektive kennen, neben diesen Entwicklungs- und Fortschrittsbewunderern auch Männer und Strömungen genug, für welche die schöne Phrase ihre Macht verloren hat. Der Geist der Aufklärung befeelt heute gewaltige Massen, Millionen, die nach dem entrissenen Erbe schreien, wie ein Mann dastehen und sich weder mit Redensarten noch religiösen Tröstungen abspeisen lassen — eine mächtige Phalanx denkender Menschen, die lesen und schreiben können, zielbewußt und wohl diszipliniert, wie sie die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat. Alles Lächerlich-machen, alles Drohen und Beschimpfen hat nichts genügt, hat nur das Anschwellen des Stromes befördert. Es mag jemand die Sozialdemokratie unsympathisch finden, aber wenn er selbst ein Mann ist, darf er solch mannhafter Bewegung nicht seine Bewunderung versagen. Sie wird keine theoretische Phrase und kein religiöses Weihwasser

mehr beschwichtigen. Eine „vorübergehende Erscheinung“ in ihr zu sehen, das haben wohl auch die schlimmsten Optimisten ausgegeben. Hier spricht ein urwüchsiger Massenwille, die elementare Natur selber. Diese Ueberzeugung hat auch längst Platz gegriffen. Es ist eigentümlich stumm geworden. Man hört keine Drohungen mehr, und wer Augen hat zu sehen, der sieht, daß der Reaktion die Angst in die Glieder gefahren ist. Die Verachtung hat sich in Achtung vor dem Gegner verwandelt. Der letzte heimliche Trost der Reaktion ist wohl heute nur noch: Nach uns die Sintflut!

Es ist klar, daß sich in nicht allzu ferner Zeit etwas Katastrophales ereignen muß. Hoffen wir, daß es unblutig verlaufen wird. Wir haben ja allen Grund es zu hoffen, denn wir scheinen in ein ganz neues Zeitalter eingetreten zu sein, ins Zeitalter der unblutigen Revolutionen, wie die Fälle Portugal und China zeigen; in ein Zeitalter, in dem sich das, was sonst Jahrhunderte zu seiner Verwirklichung brauchte, in einigen Jahren abspielt. Rings um uns herum auf diesem kleinen Planeten erleben wir Revolutionen, die wie der Dieb in der Nacht kommen. Wer kann da noch ruhig schlafen? Wenn man aber sagt, bei uns braven phlegmatischen Deutschen sei so etwas nicht möglich, so sage ich: Wenn China, das konservativste und phlegmatischste Volk der Welt, über Nacht aus seiner vieltausendjährigen Monarchie plötzlich eine Republik machen konnte, so gibt es überhaupt nichts mehr in der Welt, was noch unmöglich wäre. Auch das ist möglich, daß der deutsche Michel eines Tages das alte vergilbte Hemd seiner Untertänigkeit abstreift.

Aber lassen wir diese schrecklichen Betrachtungen über Katastrophen und Umwälzungen und hoffen wir einmal egoistisch, daß, wenn wir sie nicht abwenden können, nach uns die Sintflut kommt! Bleiben wir friedlich und versuchen wir, am Friedenswerke zu arbeiten, ja vielleicht der sonst unabwendbaren Katastrophe vorzubeugen!



Als die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, wurde ein Teil der Bauern brot- und heimatlos und ging nach der Stadt, um Arbeit zu suchen. Die aufblühende Industrie begünstigte diesen Wandel, es entstand ein in früheren Zeiten unbekannter neuer Stand, der Arbeiter, Tagelöhner. Er wuchs zugleich mit der Industrie, die Industrie wuchs zugleich mit ihm. Denn die kapitalistische Industrie ist nur dadurch möglich, daß sie immer ein großes Heer von Proletariern zur Verfügung hat, die sie nach Wunsch anstellen und entlassen kann. Die himmelschreiende Armut in manchen Gegenden auf dem Lande sorgte und sorgt noch dafür, daß die Armee der Proletarier nicht ausstirbt. Die „Landflucht“ ist ja ein Schlagwort der modernen Staatswissenschaft geworden. Jedoch bald nachdem dieser Stand sich herausgebildet hatte, wurde er, durch wissenschaftliche Männer, unerschrodene Denker, zum Bewußtsein seines Elends gebracht, das Arbeiterheer lernte sich zu organisieren, und was es damit erreicht hat, weiß jeder Mensch. So viel, daß viele Menschen, besonders alte Weiber, sagen, dem Arbeiter gehe es heute schon viel zu gut. Es läßt

sich schwer feststellen, wie groß die Verbesserung in den Lebensbedingungen des Arbeiters in Wirklichkeit ist. Die Frage ist sogar, ob sie wirklich so hoch anzuschlagen ist, denn Lebensmittel und Mieten sind heute teurer als früher. Steigen die Löhne im allgemeinen, so steigen auch die Betriebskosten der Industrie, damit die Preise, eine Steigerung zieht die andere nach sich, und der vermeintliche „Fortschritt“ ist in Wirklichkeit nur ein Kreislauf. Nur eins ist sicher: Würden die Arbeiter nicht so organisiert sein wie sie es sind, so würde es ihnen noch schlechter gehen.

Gleichzeitig mit dem Arbeiterproletariat, wenn auch allmählicher, bildete sich ein zweiter Stand von Proletariern, der des Privatbeamtentums mit seinen mannigfachen Zweigen: Handlungsgehilfen, Bureau-schreibern, Sekretären, Technikern, teilweise auch Journalisten und sogar Ingenieuren. In Zeitungen las ich öfters von diesem „neuen Mittelstande der Handlungsgehilfen“. Aber dieser angebliche „Mittelstand“ ist durchaus ein Stand von Proletariern und trägt alle die Kennzeichen an sich, welche den Proletarier ausmachen. Ich wenigstens verstehe unter einem Proletarier einen Menschen, der auf unbestimmte Zeit gegen Lohn seine Kräfte verkauft und von deren Käufer, dem Prinzipal, wenn er ihn nicht mehr braucht, auf die Straße gesetzt werden kann. Ob diese Kräfte, die er verkauft, körperlicher oder geistiger Art sind; ob der Lohn ein etwas höherer oder niedrigerer ist — das spielt für den Sinn der Sache kaum eine große Rolle. Denn verliert ein gut Belohnter seine Stellung, so empfindet er ja den Ausfall seines Einkommens um so mehr und wird um so weniger leicht eine

Erfassung finden, schon deshalb, weil die gut bezahlten Stellungen fast ausschließlich nur durch Verwandtschaft, Protektion und Konnexion zu erreichen sind. Vergleichen wir aber den Verlauf körperlicher und geistiger Kräfte mit einander, so zeigt sich und wird weiter unten noch ausgeführt werden, daß die geistigen Kräfte meistens viel billiger verläuft werden als die körperlichen — schon aus dem einfachen Grunde, weil körperliche Leistungen sich ziemlich genau abschätzen und in Geldwert umrechnen lassen, geistige aber nicht, was von vornherein zur Folge hat, daß diese vom Arbeitgeber unterwertet werden. (Die übliche Verwendung der beiden Begriffe „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“ ist eine recht unflinige, da in Wirklichkeit der Arbeitgeber die Arbeit des Arbeitenden nimmt und dieser jenem seine Arbeit gibt, natürlich gegen vereinbartes Entgelt. Indessen wir wollen uns dem Sprachgebrauch fügen und die Bedeutungen beibehalten).

Die Begriffe „geistige“ und „körperliche Arbeit“ sind schwer zu trennen; denn vieles, was wir geistige Arbeit nennen, z. B. mechanische Schreibarbeit, ist in Wirklichkeit mehr Finger- und Rückenmuskelarbeit als geistige, während manche scheinbar körperliche Arbeit, wie die eines jeden Handwerks, weit mehr Geist erfordert. Der Unterschied ist mehr der, daß die eine mehr die Muskeln, die andere mehr die Nerven anstrengt. Aber trennbar sind Muskel- und Nervenarbeit überhaupt nicht.

Ein wirklicher Unterschied macht sich aber erst dann geltend, wenn man an die Jahre lange Erziehung denkt, welche notwendig ist, damit ein Mensch

Denkarbeit leisten kann. Damit dieser Unterschied deutlicher zum Bewußtsein kommt, wollen wir einmal die Proletariertlaufbahn eines körperlichen und eines geistigen Arbeiters vergleichen.

Der körperliche Arbeiter geht bis zum 14. Jahre in die Schule. Bis dahin haben seine Eltern ihn ernähren müssen. Er ernährt sich aber dann meistens selbst, manchmal teilweise schon früher, und kann sich bis zu seinem 60. Jahre oder länger ernähren. Wird er arbeitsunfähig, so fällt er entweder seinen Kindern zur Last oder kommt ins Armenhaus, bezieht vielleicht einen Zuschuß an Invalidengeldern oder dergleichen. Allzu alt wird ein Mensch, der seine Kräfte tagaus tagein bis zur Erschöpfung verbraucht, ohnehin ja nicht. Weißbärtige Greise sind im Arbeiterstande eine ziemliche Seltenheit, dagegen gar nicht so selten unter den Höhergeborenen. Diese Frage ist also für den Staat nicht allzu brennend.



Die Karriere des körperlichen Arbeiters ist also ziemlich glatt, einfach und monoton. Nicht so diejenige des „geistigen“ Arbeiters, beispielsweise des Handlungsgehilfen. Dieser geht meistens länger zur Schule, häufig bis zum Einjährigen oder noch weiter, oder er besucht nachher noch eine Handels- oder Fortbildungsschule. Kurz er muß viel lernen, viel in sein Gehirn aufnehmen, bevor er überhaupt Gnade vor den Augen irgend eines Herrn Prinzipals findet und die Erlaubnis erhält, drei Jahre seines jugendlichen Lebens in dessen muffigem Bureau als Lehrling gratis oder beinahe

gratis zu arbeiten, während welcher Zeit ihm genügend oft beigebracht wird, daß es die erste Pflicht eines Lehrlings ist, Geschäftsinteresse zu haben (obwohl er gewöhnlich von den eigentlichen Geschäften nicht viel zu sehen bekommt). Ist er ein kräftiger junger Mann, der seine Glieder zu bewegen gewöhnt ist, so ist ihm zu Mute wie einem jungen, noch nicht eingerittenen Pferde, das nun täglich seinen Reiter tragen soll. Das Elend unserer modernen Kultur, die zu einem großen Teil weiter nichts ist als eine riesige Bureau-schreiberei, ist es, daß fast alle Menschen, körperliche wie geistige Arbeiter, gezwungen sind, den ganzen Tag über an einem Fleck zu sitzen oder zu stehen, was für manche Menschen, und nicht selten die tüchtigsten, eine täglich sich erneuernde Höllequal bedeutet. Das Tier in der Freiheit und der Naturmensch finden ihr Futter, indem sie sich von früh bis abend bewegen; der Kulturmensch findet das seinige nur dann, wenn er gelernt hat, seinen Beinmuskeln ein entschiedenes Veto zuzurufen, d. h. seinen natürlichen Drang zu Bewegung und Gesundheit zu unterdrücken. Zeigt einer seine Unlust, seinen Drang zu Bewegung und wahrer natürlicher Betätigung, so gilt er unseren heruntergekommenen Anschauungen für „faul“. Der geborene Schwächling, der Halbgesunde, der Phlegmatiker ist in vielen Fällen heute tatsächlich der für den Kampf um's Dasein Geeigneter, der Tüchtigere! Denn dieser Kampf ist ein Schreibkampf. Unerbitterlich wird er ausgefochten bis zum Schreibkrampf. Die geborene Schildkröte ist heute das Ideal des deutschen Mannes. Wer es versteht, Dienstjahre zu sammeln, kommt an das Ziel! Die wahren natür-

lichen Werte sind gerade umgekehrt. Unsere Kultur, die sich so viel auf sich einbildet, ist eben eine Austerkultur. Merkwürdig ist, daß man die ganze Schwere dieses Problems gar nicht genügend beachtet. Die Nationalökonomien sind meistens gute Rechner und Statistiker, aber schlechte Psychologen. Der Teufel hole die großen Exportziffern, wenn sie einem Teil des Volkes einen Teil des Lebens und dem übrig gebliebenen Teile noch die Lebensfreude nehmen! Und diese Exportziffern bereichern ja doch eigentlich nur Diejenigen, die sich wohl zu helfen wissen, damit sie nicht allzu viel Schaden an Leib und Seele nehmen.

Kaum hat der geistige Arbeiter seinen Beruf erlernt, so ruft ihn die Militärpflicht. Er darf in einer Beziehung von Glück sagen, wenn es ihm vergönnt wird, ein oder zwei Jahre seine Glieder zu recken und frische Lust zu schöpfen. Er wird ein Vaterlandsverteidiger. Aber wo ist sein Vaterland? Gehört ihm von diesem Vaterlande auch nur ein Quadratmeter? Es ist ein Vaterland, das Andere besitzen! Den Besitz eines Großgrundbesitzers, die Handelsinteressen einer Firma verteidigen im Kriege tausend Proletarier. Der Besitzende weiß dem Besitzlosen, wenn er sein Leben gelassen hat, vielleicht nicht einmal Dank dafür, denn es versteht sich ja von selbst; die Vaterlandsliebe verlangt es ja so! Jener gibt diesem sein Leben, denn er selbst hat an dem Ausgange eines Krieges ein sehr geringes Interesse; nimmt der Besitzlose aber dem Besitzenden einmal auch nur so viel weg wie ein Quadratmeter Landes wert ist, so kommt er ins Gefängnis. Wie man als Lehrling von ihm Geschäftsinteresse verlangte, ohne daß er eigentlich das

geringste Interesse an dem Geschäfte haben konnte, verlangt man von ihm als Soldat und Staatsbürger Vaterlandsliebe, ohne daß er ein eigentliches Vaterland hat. Oder gibt es auch Vaterland ohne Land? Wo ist es dann? In den Wolken? Oder in dem Mansardenstübchen einer Mietskaserne? Ach nein — im Herzen! Nun, ich gebe zu, das Herz ist ein weites Gefäß, und so mag auch ein ganzes Vaterland darin Platz haben, besonders eins, das kein wirkliches Land ist.

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich in der Wissenschaft „Logik“ so etwas wie ein Fachmann bin und mir wenige Dinge in meinem Leben und Denken begegnet sind, die so widerspruchsvoll sind als die Forderung an einen absoluten Habenichtsnichts, er solle Vaterlandsliebe besitzen. Und ich muß mir hier Zwang antun, um die Sache nicht beim richtigen Namen zu nennen. Zum mindesten ist sie doch über die Maßen naiv. Ist das Vaterland kein Land, so können es nur die Menschen selbst sein. Wie kann man aber von einem Menschen verlangen, er solle die anderen Menschen lieben, die sicherlich nicht ihn lieben, sonst würden sie ihm etwas von ihrem Besitze abgeben. Das tun sie aber bekanntlich nicht, trotzdem sie vorgeben, Christen zu sein. Das Urchristentum befahl den Sozialismus. Hat er also weder ein Land noch Menschen, die er lieben kann, was bleibt denn dann noch zu lieben übrig? Unsere modernen Philosophen sollten den Mut haben, einmal gründlich den Begriff der Vaterlandsliebe zu revidieren. Wer etwa in diesen logischen Betrachtungen einen Aufreiz zum Klassenhaß sehen wollte, würde nur beweisen, daß ihm

selbst jeder Mut zur Wahrheit abgeht. Die Heuchelei in diesem Punkte muß einem noch größer erscheinen, wenn man beachtet, wie wenig Vaterlandsliebe oft gerade Diejenigen an den Tag legen, die wirklich mehr Grund hätten, sie zu besitzen. Jeder Arbeitgeber stellt mit Vorliebe solche Leute bei sich an, die nicht beim Militär gedient haben. Der „Militärfreie“ wird überall bevorzugt, sogar von Behörden! Man lese den Leitartikel der Staatsbürgerzeitung vom 8. 8. Vom Besitzlosen verlangt man, daß er im Kriege sein Leben läßt, für das Vaterland, das für ihn eigentlich nur ein philosophisches Problem ist; der Besitzende opfert aber im Frieden dem Vaterlande nicht einmal so viel, daß er die vorübergehenden Unannehmlichkeiten des Bedienthabens eines Angestellten auf sich nimmt. Klarer kann die Heuchelei nicht zu Tage treten! Obendrein schilt man noch Diejenigen, welche kein Vaterland haben und nach ihm die Hände ausstrecken, „vaterlandsloses Gesindel“. Gebt ihnen doch, was sie wollen, das Land ihrer Väter, dann werden sie nicht vaterlandslos sein!

Diejenigen Menschen, welche am liebsten mit ihrer Vaterlandsliebe oder nationalen Gesinnung prahlen, sind oft diejenigen, welche das bornierteste Standesbewußtsein haben. Der deutsche Aristokrat fühlt sich viel enger mit dem englischen Aristokraten liiert als mit dem deutschen Arbeiter. Das internationale Band, das die Fürstfamilien Europas mit einander verbindet, ist enger als das Band, das die deutsche Fürstenschaft mit der deutschen Arbeiterschaft verbindet. Es soll niemandem daraus ein Vorwurf gemacht werden, es liegt einfach in der Natur der menschlichen

Seele. Auch mir ist die Gesellschaft eines englischen oder französischen Philosophen lieber als die eines deutschen Einfaltspinzels. Aber die Wahrheit ist doch die, daß Standesbewußtsein und Kastendünkel der Vaterlandsiebe widersprechen und daß man darauf achten muß, wie weit man den Begriff „Vaterlandsiebe“ treiben darf; jedenfalls nicht so zu solch grenzenloser Heuchelei, daß man von dem Unterdrückten Liebe verlangt, die man ihm auf keine Weise, höchstens mit schönen Redensarten, selbst beweist.

Unser junger Mann steht jetzt in seinen günstigsten Lebensjahren, jeder nimmt ihn gern. Es gibt einige, besonders größere Handelsfirmen, die sogar eine Ausnahme insofern machen, als sie den Bedienten bevorzugen. Aus Vaterlandsiebe? Nein bewahre! — Weil der junge Mann Gehorsam gelernt hat! Er findet, wie gesagt, leicht Stellung, weil er noch sehr jung ist. Man lese die Annoncen in den liberalen Handelsblättern. Junge Leute von 22 bis 30 Jahren werden immer gesucht, besonders wenn sie mehrere Sprachen kennen. „Nicht über 30“ oder „nicht über 35“ besten Falles, oder: „Junger Mann mit bescheidenen Ansprüchen gesucht“. — „Nur branchekundige Herren mögen sich melden“. (Diese branchekundigen Herren werden nicht selten gegen Konventionalstrafen verpflichtet, beim Austritt nicht wieder in die Branche einzutreten!) Oder Reisende werden gesucht, die gleich einen ganzen Kundentkreis mitbringen müssen. Es wird ferner ein gefälliges oder repräsentatives

Krüßere verlangt, bei weiblichen Angestellten schlante Figur und die notwendige Anziehungskraft auf die Kunden. Diese weiblichen Eigenschaften werden nicht immer nur im Interesse des Geschäftes verlangt, denn das ist bekannt, daß nicht selten die weibliche Angestellte beim „Arbeitgeber“ oder Procuristen einen doppelten Posten zu versehen hat. Besonders in Berlin ist diese Methode, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, sehr zu Hause. Hübsche Mädchen finden viel leichter Stellung als nicht hübsche. Kurz, wer die Annoncen der Handelszeitungen durchliest und auch sonst die notwendigen Informationen besitzt, braucht kein großer Kopf zu sein, um herauszufinden, daß die selbständige Kaufmannschaft überall darauf ausgeht, die Kräfte und Reize der Jugend, deren Erziehung den Eltern viel Geld gekostet hat, die oft reichhaltigen Kenntnisse des rüstigen jungen Mannes nach besten Kräften auszunützen. Junge Menschen sind eben noch elastisch, gehorsam, meistens nicht verheiratet und machen wenige Ansprüche. Zu Hunderten bieten sie sich bei „bescheidenen Ansprüchen“ an. Man findet wohl in keinem Lande der Welt solch ehrerbietiges Selbstangebot der Bescheidenheit, solch wedelndes Unterbieten des Mitbewerbers als gerade in Deutschland. Der Engländer verachtet dergleichen im tiefsten Grunde der Seele. Ein englischer Offizier in Zivil und ein englischer Kaufmann sind in ihrem Wesen und Auftreten kaum zu unterscheiden. In Deutschland verachtet der Offizier und Beamte den Kaufmann. Der Grund dafür ist die unterwürfige Geberde des deutschen Kaufmanns. Beweis: In den Hansestädten ist es anders.

eine Zeit lang pausiert, so wird er mit gewichtiger Miene gefragt: „Was haben Sie in dieser Zeit getan?“ Er muß über jeden Moment seines Lebens Auskunft geben. Die Fragebogen mancher größeren Firma in der Provinz wirken wahrhaft humoristisch. Besonders in Süddeutschland scheint man es in der Gründlichkeit des Ausfragens am weitesten gebracht zu haben. Man merkt, daß der Geist der Erbuntertänigkeit in den Provinzen häufig noch recht lebendig ist.

Fatal ist es für einen jungen Kaufmann, wenn er mehrere Male rasch seine Stellung gewechselt hat. Zwei Jahre gilt für ein anständiges Minimum, das einer aushalten muß, obwohl er höchstens 10 Jahre seines Lebens zur Verfügung hat, um in der Welt Umschau zu halten und zu sehen, wie er am besten sich eine Zukunft gründet. In Amerika wechseln nicht nur Arbeiter, sondern sogar Handlungsgehilfen alle Wochen. Der Amerikaner hat eine ganz andere Bewegungsfreiheit, und diese ist vor allem der Grund, daß er es so häufig aus Nichts heraus zum Millionär bringt, was in Deutschland bei den slavischen Verhältnissen, unter denen das Privatbeamtentum zu leiden hat, einfach ausgeschlossen ist.

Noch fataler wäre es für ihn, wenn er in der Not einmal etwas anderes ergriffen hat, irgend eine ordinäre Arbeit! In Amerika wird er dafür gelobt, in Deutschland ist er „d'runter durch“. Der Junstzwang ist zwar längst vorüber, aber sein Geist spukt doch noch immer. Ein Mensch, der seinen Beruf wechselt, ist ein Abenteurer! Es ist wahrhaft merkwürdig, welches Maß von Beharrlichkeit, Selbsttätigkeit, Bescheidenheit und Dummäuserigkeit von dem „geistigen“

eine Zeit lang pausiert, so wird er mit gewichtiger Miene gefragt: „Was haben Sie in dieser Zeit getan?“ Er muß über jeden Moment seines Lebens Auskunft geben. Die Fragebogen mancher größeren Firma in der Provinz wirken wahrhaft humoristisch. Besonders in Süddeutschland scheint man es in der Gründlichkeit des Ausfragens am weitesten gebracht zu haben. Man merkt, daß der Geist der Erbuntertänigkeit in den Provinzen häufig noch recht lebendig ist.

Fatal ist es für einen jungen Kaufmann, wenn er mehrere Male rasch seine Stellung gewechselt hat. Zwei Jahre gilt für ein anständiges Minimum, das einer aushalten muß, obwohl er höchstens 10 Jahre seines Lebens zur Verfügung hat, um in der Welt Umschau zu halten und zu sehen, wie er am besten sich eine Zukunft gründet. In Amerika wechseln nicht nur Arbeiter, sondern sogar Handlungsgehilfen alle Wochen. Der Amerikaner hat eine ganz andere Bewegungsfreiheit, und diese ist vor allem der Grund, daß er es so häufig aus Nichts heraus zum Millionär bringt, was in Deutschland bei den slavischen Verhältnissen, unter denen das Privatbeamtentum zu leiden hat, einfach ausgeschlossen ist.

Noch fataler wäre es für ihn, wenn er in der Not einmal etwas anderes ergriffen hat, irgend eine ordinäre Arbeit! In Amerika wird er dafür gelobt, in Deutschland ist er „d'runter durch“. Der Junstzwang ist zwar längst vorüber, aber sein Geist spukt doch noch immer. Ein Mensch, der seinen Beruf wechselt, ist ein Abenteurer! Es ist wahrhaft merkwürdig, welches Maß von Beharrlichkeit, Selbsttätigkeit, Bescheidenheit und Dummäuserigkeit von dem „geistigen“

Proletariat seitens seiner Herren verlangt wird, das seine Kräfte in den Dienst fremder Interessen stellen muß, während doch kein Mensch solche Eigenschaften vom Arbeiter oder Besigenden fordern wird. Der Letztere darf alles, und ein je größerer Abenteurer er ist, desto mehr wird er bewundert. Der Handlungsgehilfe und sonstige Privatbeamte rangiert an Bewegungsfreiheit mit den Dienstboten — nicht aber etwa mit den heutigen, die ja bekanntlich sehr gesuchte Objekte geworden sind, sondern mit denjenigen aus der guten alten Zeit.

Den Gipfel der Abhängigkeit erreicht der geistige Proletarier, wenn er sich verheiratet. Dann muß das letzte Fünkchen persönlichen Stolzes vor dem drohenden Gespenst der Stollungslosigkeit verglimmen. Es gibt sogar manche Arbeitgeber, die aus diesem Grunde verheiratete Leute vorziehen, weil diese gewöhnlich alles tun, um sich ihre Stellung zu erhalten, und aus diesem Grunde auch wirklich zuverlässiger sind.

Der kaufmännische Beruf zieht viele neue Scharen an, weil er bequem, ohne Examina, zu erreichen ist und viele Freiheiten und Möglichkeiten verspricht. Daran kann auch nicht gezweifelt werden. Er ist vielseitig und interessant und bietet die Aussicht, ein selbständiger Mann zu werden. Aber diese Aussicht wird immer schwächer und ist heute in Deutschland für einen Vermögenslosen gleich Null. Tüchtigkeit tut es heute nicht mehr. Der Moloch „Kapital“ verschlingt alle guten Eigenschaften und hat längst alle Romantik, die früher den Kaufmannsstand umgab, in einen öden Mechanismus umgewandelt. Die Hoffnungen, sich nach amerikanischem Muster durch eigene

Kraft emporzuarbeiten, sind heute fast ganz illusorisch, und so wandelt sich die erträumte Selbständigkeit und persönliche Freiheit fast immer in eine immer schlimmere Unfreiheit. Denn die Unfreiheit des Privatbeamten ist offenbar die schlimmste von allen, weil sie noch nicht einmal die Sicherheit der Existenz in sich trägt. Jedem Privatbeamten, der nicht zugleich einiges Vermögen hat — und das gilt doch von den meisten — muß davor grauen, was aus ihm werden soll, wenn er einmal älter wird. Er kann eigentlich keine ruhige Stunde im Leben haben, denn die Sorge um die Zukunft ist doch dasjenige, was hauptsächlich den Kopf der meisten Menschen ausfüllt — trotz tröstenden Bibelversen. Ist er rechtzeitig klug gewesen, dann hat er sich, schon ehe er die Dreißig erreicht hat, irgendwo, am besten in einem größeren Unternehmen, festgesetzt. Aber nicht allein hier sikt er doch nur auf Gnade und Ungnade der Vorgesetzten und des guten Gedeihens des Unternehmens und weiß sich beständig abhängig von den Launen eines einzigen Menschen, dem er vielleicht an Kenntnissen und Charaktereigenschaften überlegen ist, was ihn jeden Tag von neuem bestimmen muß — viele können gar nicht einmal dieses Ziel erreichen und müssen in einem kleineren Geschäft bleiben. Werden sie älter, so müssen sie, wenn sie nicht überhaupt entlassen werden, doch die Gewißheit haben, daß sie nur geduldet sind, denn niemand hat einen älteren Untergebenen gern um sich.

Ein kleineres Geschäft bietet übrigens einen Vorteil. Der Angestellte ist im direkten Verkehr mit dem Prinzipal und hat die Genugtuung, daß seine Leistungen und Fähigkeiten wenigstens erkannt und gewürdigt

werden; es bildet sich sogar meistens ein freundschaftliches Verhältnis heraus. In den modernen Großbetrieben dagegen sinkt er zu einer Nummer herab und hat jemanden zum Vorgesetzten, der selbst nur ein Angestellter ist. In vielen Fällen gibt es wohl eine höhere Instanz, bei der er sich beschweren kann, in vielen aber nicht. Besonders da, wo eine Menge Mädchen angestellt werden, wie in den Warenhäusern, ist meistens der Nächstvorgesetzte auch die letzte Instanz und daher ist solch ein Geschöpf den Launen des ersten besten Menschen ausgesetzt. Ein hübsches Mädchen, das eine häßliche Vorgesetzte hat, hat von vornherein nichts gutes zu erwarten. Die höchste Leitung kann sich nicht um jede solche kleine Angelegenheit kümmern, denn die Beschwerden würden, wenn es gar zu leicht gemacht würde, wohl gar zu zahlreich werden, besonders bei weiblichen Angestellten. Solch ein Riesenunternehmen steht sich besser, wenn es eine strenge Disziplin einführt und sich um ein paar unschuldige Opfer, die da fallen, nicht kümmert. Der Nächstvorgesetzte aber — und das ist der wichtige Punkt — hat das größte Interesse daran, daß die Leistungen seines Untergebenen nicht zu hoch angeschlagen werden. Sieht er, daß dieser größere Fähigkeiten besitzt als er selber, so muß er in ihm einen gefährlichen Konkurrenten erblicken, und bald bildet sich Brotneid und gegenseitiger Haß aus.

Das Emporarbeiten wird also für den besseren Proletarier immer mehr zur Unmöglichkeit und immer mehr wird diese Art Proletariat dem Fabrikarbeiterproletariat ähnlich werden. Es wird ihm immer ähnlicher werden, nur wenn man die Dinge von der schlimmen

Seite ansieht, nicht aber von derjenigen, wo das Arbeiterproletariat doch entschieden im Vorteil ist. Der Arbeiter ist wenigstens, so lange er arbeiten kann, ein freier Herr, er darf fortwährend seine Stellung wechseln und findet meistens auch Arbeit, denn er ist nicht so an eine Branche gebunden und kann hundert-erlei Arten von Arbeit annehmen, ohne daß ihm von seinem Standesbewußtsein etwas abgeht, er kann sich auch viel leichter etablieren, wenn er sparsam ist, denn ein Seifen- oder Grünframgeschäft erfordert kein zu riesiges Kapital; kurz der Arbeiter ist geradezu von seinem Kollegen, dem geistigen Proletarier, zu beneiden, der, mit ihm verglichen, ein wahrer Sklave ist. Der letztere ist noch nicht einmal etwa, trotz all den Nachteilen und den Schulfenntnissen, die von ihm verlangt werden, im allgemeinen besser bezahlt. So schreibt „Der Handelsstand“ am 16. 8.: „Die Gehaltsverhältnisse im Handelsgewerbe sind nichts weniger als glänzend. Durch Erhebungen unseres Verbandes ist nachgewiesen, daß der Gehilfe oft nicht einmal das Einkommen eines Handarbeiters bezieht. Der Lohn- druck, hervorgerufen durch das Eindringen ungeeigneter Elemente in den Kaufmannsstand, ist wohl das Bedenklichste für dessen Zukunft. Ungenügend ausgebildete Zuläufer aus allen Berufen, die glauben, der Handel sei eine Ablagerungsstätte für verfrachte Existenzen, die Frauenarbeit, nicht zuletzt die Militär- anwärter, all das hilft zusammen die gegenwärtigen traurigen Zustände zu zeitigen. Denken wir an die Erscheinung des alternden Angestellten“. Der Artikel beschäftigt sich weiter mit der Anregung des Kriegs- ministers, daß man in Zukunft die besseren Stellen

im Handelsgewerbe verabschiedeten Offizieren reservieren soll, womit selbstverständlich die Proletarisierung des Handlungsgehilfen ihren Höhepunkt erreichen würde. Die obigen Zeilen beweisen, daß der Stand der Privatbeamten im Handelsgewerbe heute der eigentliche Proletarierstand ist. Er trägt alle Symptome, die diesen kennzeichnen, an sich, besonders das massenhafte Zulaufen aus allen Richtungen.

Ist der Angestellte über 30, so ist es ein gefährliches Experiment für ihn, zu kündigen. Also lieber bleibt er und trägt seine Bürde. „Man muß nicht schmutziges Wasser weggießen, bevor man reines hat“, sagt er. Aber es ist sehr schwer für ihn, sich, wenn er noch in seiner alten Stellung ist, um eine andere umzusehen. Denn während der Geschäftszeit darf er sich nicht aus dem Bureau entfernen, und wollte er allenfalls um Erlaubnis bitten, so würde dies nach dem 2. oder 3. Male gehörig auffallen. Diese Schwierigkeit, während er in einer Stellung ist, eine andere zu finden, die Unmöglichkeit, sich frei zu bewegen, kennzeichnet eben den Sklaven. Denn die gleiche Schwierigkeit besteht für den Prinzipal, wenn er einen Angestellten finden will, nicht. So ist dieser bei weitem im Vorteil, vollständig unabhängig, jener vollständig abhängig. Die spanische Sprache bezeichnet sehr treffend den Angestellten als „dependiente“. Wo aber einmal ein großer Vorteil auf einer Seite ist, gesellen sich von selbst allerlei kleine Vorteile noch dazu. „Die Gleichheit“, sagt Tolstoi, „des Kapitalisten und des Arbeiters (nämlich vor dem Gesetz) ist eine ebensolche wie die Gleichheit zweier Kämpfer, von denen man dem einen die Hände gefesselt, dem anderen

aber eine Waffe in die Hand gegeben hat, während beim Prozesse des Kampfes selbst gleich strenge Bedingungen vorgeschrieben wären.“ Wieviel mehr gilt dies noch vom geistigen Proletarier als vom körperlichen!

Ist jener schon ein Sklave, so hat er gar nicht einmal manche der Vorteile, die ein eigentlicher Sklave früher hatte. Denn dieser war doch immerhin für sein ganzes Leben versorgt, das Schreckgespenst des Hungers kannte er nicht. Gewiß, der moderne Sklave ist kein Sklave im alten Sinne, er hat seine persönliche Freiheit. Aber ist denn diese Freiheit etwas mehr als eine bloße Redensart? Kein Mensch leistet aus persönlicher Freiheit von früh bis abend eine — meistens monotone — Arbeit, an der sein Herz nicht hängt — was eben gerade den Proletarier oder modernen Sklaven ausmacht. Ist es ja doch der Sonnabend Nachmittag, an dem das ganze Angestelltenum wie von einem schweren Druck befreit auflebt, während die Ruhe des Sonntags schon durch den Gedanken an den Montag wieder getrübt wird. Das sind alles keine Anzeichen von Freiheitsgefühl. Wendet man hier ein: „Dann ist eben auch der Prinzipal nicht frei“, so antworte ich: Ich gebe es zu, für den Philosophen ist überhaupt niemand frei. Aber es gibt Unterschiede in der Unfreiheit, die hier klar zu Tage treten. Dem Prinzipal graut nicht vor dem Montag, er freut sich vielleicht sogar auf ihn, weil sein Interesse an der Arbeit hängt. Nicht das macht den Menschen unfrei, daß er arbeiten muß, sondern daß er ohne Interesse arbeiten oder sich gar sagen muß, daß er mit seiner Arbeit einen anderen bereichert.

Vor dem Gesetze ist heute jeder Mensch frei, aber das Gesetz gibt dem Freien nicht das notwendige Geld, um frei zu sein. Frei sein heißt aber in unserer heutigen Kultur nichts anders als „Geld haben“. Der Besitzlose kann kein freier Mann sein. Der Unterschied zwischen dem früheren und dem modernen Sklaven ist nur der, daß jener verkauft wurde, während dieser sich selbst verkauft. Und dies nicht etwa nach Belieben. Denn die theoretische Auswahl des Herren ist sehr illusorisch. Der Stellsuchende muß meistens zu dem zugreifen, was ihm der Zufall bietet, wie eine gehegte Maus ins erste beste Loch, das gerade offen ist, hineinschlüpfen und darinbleiben. Und dieser Zufall entscheidet dann meistens über seine ganze weitere Lebenskarriere. Also von Freiheit keine Rede.

In einem hat sich das Handelsproletariat heute etwas verbessert: Man ist menschlicher im Urlaubgeben. Aber man sehe sich diese Menschlichkeit nur genauer an und sie verliert viel von ihrem christlichen Nimbus: Denn die Arbeit des Beurlaubten müssen inzwischen seine Kollegen übernehmen, das Geschäft leidet keinen Schaden und opfert — nichts, einige Fälle vielleicht ausgenommen; es läuft darauf hinaus, daß die Angestellten sich gegenseitig den Urlaub geben, also auch hier wird dem Proletariat nichts geschenkt. Bestehen bleibt die Devise, die ich neulich zufällig aus dem Munde eines Kaufmannes hörte: „Wenn ich mir ein Pferd angeschafft habe, so muß es ziehen, meine Angestellten müssen arbeiten ohne aufzusehen.“

Wenn einem geistigen Arbeiter scheinbar ein Urlaub geschenkt wird, so wird auch dieser Schein übrigens noch reichlich aufgewogen durch die Ueber-

Stunden, die er im Laufe des Jahres leisten muß, ohne daß er dafür bezahlt wird. Auch dies ist ein Punkt, in dem der geistige Proletarier hinter dem körperlichen zurücksteht. „Sie sind doch kein Maurer“, sagt ihm der Chef und, indem er sein Standesbewußtsein ligelt, nimmt er ihm noch einen Teil seiner knappen freien Zeit weg. Dieser Geist der Ausnützung steckt, mit Ausnahmen natürlich, der Geschäftswelt so im Fleische, daß, wie ja genügend bekannt, die Behörden Maßregeln gegen eine gar zu gewissenlose Ausbeutung ergreifen mußten.

Der geistige Proletarier steht also heute tatsächlich viel schlimmer da als der körperliche. Seine Eltern müssen Geld ausgeben für seine Erziehung, für das Erlernen des Berufs. Dann kommt seine Militärzeit. So lange hat der Familienvater in seinen Geldbeutel greifen müssen, ehe der Sohn auf eigenen Füßen steht, etwa mit 20 bis 22 Jahren. Alle diese Geldopfer kommen nur zum geringen Teil ihm selbst, zum größten Teile irgend einem Geschäfte zu gute, das sich seiner Jugendkräfte bedient. Er hat dann wenige Jahre etwas freie Beweglichkeit. Diese freie Beweglichkeit muß er aber, wenn er sie etwas auskosten will, meistens mit schlechter Bezahlung erkaufen, denn tritt er in ein neues Geschäft ein, so muß er jedesmal mit einem „Anfangsgehalt“ vorlieb nehmen, das ziemlich lange über den Anfang hinausdauert. Sind 10 oder 15 Jahre verfloßen, die er in den Dienst fremder Bereicherung gestellt hat, so muß er, falls er nicht die große Tugend des modernen Kulturmenschen, ein dickes Sigfleisch, besitzt und sich längst in irgend einem dumpfen Winkel eingefilzt hat, die betrübende

Wahrnehmung machen, daß er, in den besten Jahren und Kräften seines Lebens, bereits beginnt, ein Nicht-mehr-Begehrter, ein Ueberflüssiger der menschlichen Gesellschaft zu werden. Die Kalamität des Vierzigers oder gar Fünzigers ist ja so groß, daß man fortwährend davon in den Zeitungen liest und auch hört. Die Handlungsgehilfsvereine kommen zusammen und beraten, was eigentlich dagegen zu tun sei, und kommen zu gerade so gescheiten Ratschlüssen wie die klugen Bauern in Chamisso's Gedicht, die da beraten, was gegen den anhaltenden Regen zu machen sei und endlich abstimmen: Wir lassen es noch 14 Tage so weiter regnen; hört es dann nicht auf, gut, so lassen wir es regnen so lange es will und kann. Am ergößlichsten aber ist das scheinheilige Gefasel der kapitalistischen Handelsblätter, wenn sie den Herren Arbeitgebern ins Gewissen des Egoismus reden (da sie wohl wissen, daß ein Appell an den Altruismus vergeblich sein würde) und ihnen nahe legen, daß es ein Irrtum wäre, anzunehmen, ältere Angestellte leisteten weniger als jüngere. Ihr Pharisäer und Zöllner — ach pardon: Nicht-Zöllner! Der Arbeitgeber weiß ganz genau, wo sein Vorteil liegt, und wird sich durch ein paar platonische Ratschläge gerade bestimmen lassen! Als ob jemals schon, so lange die Welt besteht, mit solchen Vorschlägen zur Güte soziale Reformen gemacht worden wären! Die Sache liegt ganz anders: Eine Kulturform, in der die Existenz eines Menschen oder gar einer ganzen Familie von der Güte, dem guten Willen eines anderen abhängt, ist nicht mehr wert als daß sie von der Erde verschwindet!

Weniger deutlich zeigt sich die Auspressung der blühenden Jugendkraft durch das Kapital bei den weiblichen Angestellten. Denn diese heirateten zum Teil, zum Teil verfallen sie der Prostitution, woran nicht selten die tägliche Quälerei in der Treitmühle Schuld ist. Es gibt viele, allerdings gewöhnlich kleinere und von Damen geführte Geschäfte, die es offen ihren Stellungsbewerberinnen sagen: „Ja, soviel, daß Sie davon leben können, können wir Ihnen nicht bezahlen, Sie müssen sich abends noch nach einem Nebenverdienst umsehen; die anderen Damen machen es auch so und die Friedrichstraße ist ja nicht weit.“ — Ein dem Kindesalter kaum erwachsenes junges Schreibmaschinenfräulein erzählte mir, daß es sich bei einem Berliner Rechtsanwalt! um Stellung bewarb; er bot ihr 40 Mark monatlich, und als sie entrüstet sagte: „Ja, davon kann ich doch nicht leben“, antwortete er; „Ja, haben Sie denn keinen Freund?“. Jeder, der Berlin kennt, weiß daß dies ganz typische Fälle sind. Man braucht sich nicht weiter zu entrüsten über diese Verführung zur Unsitlichkeit, aber unerhört dreist ist diese ungeschminkte freche Ausbeutung jugendlicher Arbeitskraft durch die Geschäftswelt, die sich meistens als „liberal“ geberdet, dieser Diebstahl am Besten, was ein Mensch besitzt, durch Benützung seiner Armut.



Das Gesetz bestraft nur scharfe Fälle, nur Missetaten, die ohne weiteres in die Augen springen, akutes Unrecht. Aber es gibt hundertmal mehr Unrecht in der Welt, das für das Gesetz leider nicht erreichbar

ist, langsam schleichendes, nicht in die Augen springendes Unrecht. Undankbarkeit z. B. kann ein schlimmeres Unrecht sein als Diebstahl, aber für das Gesetz ist es nicht definierbar, deshalb kann es sich frei ergehen. Ist eine Lebensabkürzung akut, d. h. mordet jemand einen anderen in einem Augenblick mit einer Waffe, so wird er zum Tode verurteilt. Nehmen wir an, es mordet jemand einen anderen, der 50 Jahre alt ist und sonst noch 10 Jahre gelebt hätte, so wird er eben hingerichtet, weil er jenen um 10 Jahre seines Lebens bestohlen hat, etwa um sich zu bereichern. Wieviel Tausende aber von dem Proletariat, das ich hier beschreibe, verlieren 10 oder mehr Jahre ihres Lebens, weil sie den ganzen Tag über in Räumen zubringen müssen, die dem Organismus nicht genügend Luft bieten — seine erste unersehbare Nahrung! Ob ein Organismus sein Leben in guter oder schlechter Luft zubringt, gegen diese Frage verschwindet vollständig die Frage, ob er gut isst und trinkt. Das Nervensystem verlangt unersättlich nach Sauerstoff und klappt, wenn es sein Quantum nicht bekommt, zusammen, mit ihm auch alle anderen körperlichen Funktionen, die durchaus von ihm abhängen. Nervenstärkende Nährmittel, wie sie kapitalistische Unternehmungen zu viel zu teuren Preisen anbieten (damit die Reklamekosten wieder herauskommen), können das Verdammte nicht nachholen. Die kindische Meinung, daß man die Sünde an der Luft durch gutes Essen oder konzentrierte Nahrungsmittel wieder gut machen kann, ist aber sehr verbreitet. Die meisten einseitigen Beschäftigungen, wie sie die viel gerühmte Arbeitsteilung mit sich bringt, sind gesundheitschädlich, manche erzeugen geradezu

die Schwindsucht; so soll dies der Fall sein für den beständigen Aufenthalt in Konfektionswarenräumen, ferner für den Straußensfederpuß u. a. Sicher ist, daß der größere Reichtum der deutschen Nation, mit dem so gern die Statistiker prahlen, auf der anderen Seite auch den langsam schleichenden, daher nicht in die Augen springenden Mord von Millionen von Lebensjahren zur Folge hat. Denn mit dem größeren Reichtum entsteht auch mehr Nachfrage gerade nach Kleidungs- und Luxusartikeln und mehr gesundheitsschädliche Industrie. Die größere Lebensfreude auf Seiten der Reichen, die zum Teil nur eine eingebildete und entbehrliche ist, wird also durch Siechtum und Verlust von vielen Millionen von menschlichen Lebensjahren erkauft. Wir sollten aber nicht einen so großen Wert auf eine große Zahl von Neugeburten legen als darauf, daß die Menschen, die nun einmal geboren sind, möglichst lange leben, erstens schon aus ethischen Gründen, zweitens deswegen, weil die Aufziehung eines Menschen den Eltern ziemlich viel Zeit und Geld kostet und, wenn die Kinder nicht entsprechend lange leben, sich kaum lohnt. Freilich, Handel und Industrie haben kein Interesse daran, sie wollen nur die jugendlichen Kräfte auf ein paar Jahre ausnützen. Fabrizieren und verkaufen und die Exportziffern erhöhen und lustig die ausgequetschten Citronen in den Mülltasten geworfen! Möglichst viel Proletariat, möglichst rasches Aufeinanderfolgen der Generationen, das ist das Interesse der Groß-Industrie. Denn das Proletariat ist der einzige Nährboden des Großkapitalismus, ohne welches er zusammenschrumpfen müßte, und die großen Schuldenntnisse, die man heute

von dem geistigen Proletariat verlangt, sind der künstliche wissenschaftlich hergestellte Dünger, der dieses Riesenunkraut immer weiter in die Höhe treibt.

Denn daß die heutige allgemeine Bildung nicht dem gebildeten Manne selbst zukommt, weiß jeder, der nur einigermaßen unsere wirtschaftlichen Verhältnisse kennt. Sprachkenntnisse z. B. waren noch vor 20 Jahren etwas Außergewöhnliches, heute sind sie etwas Selbstverständliches. Vor 25 Jahren wurden einem jungen Manne in Hamburg, der Portugiesisch verstand, ohne Rücksicht auf andere Kenntnisse M. 300.— bezahlt, für damalige Zeiten ein höheres Gehalt als heute. Heute denkt kaum jemand daran, für Sprachkenntnisse etwas besonders zu bezahlen, oder es ist gar nicht der Rede wert. Er annonciert eben nach einem passenden Manne und bekommt ihn. Nichts zieht rascher das Proletariat hoch als unser Bildungswahn und die berüchtigte Liebedienerei des deutschen Kaufmannes dem Auslande gegenüber. Der Engländer verachtet den Deutschen deswegen. Bis zum Widerwillen starrt einen auf Anschlagssäulen, in Zeitungen und Prospekten das ewige „Lernt Sprachen“ an. In früheren Zeiten hatte es einen gewissen Reiz, ein Polnglott zu sein, heute ist dieser Bildungszweig so richtig heruntergekommen. Ein Sprachlehrer war ein geachteter Mann, heute ist Großbetrieb daraus geworden wie aus allem anderen. Sprachkurse werden angeboten zu M. 5.— monatlich. Ja es soll Sprachlehrer geben, die eine englische Stunde für eine Tasse Kaffee anbieten. So ist also ein so interessanter und ehrwürdiger Beruf wie der des Sprachlehrers vollständig heruntergekommen und, wie so manches

andere geistige Fach, vollständig proletarisiert und — kapitalistisch geworden.

Der Bildungsfortschritt (der im übrigen doch weiter nichts als eine allgemeine elende Halbwisserei erzeugt) kommt also im allgemeinen nur dem Kapitalismus zu gute, stellt nur immer größere Anforderungen an den geistigen Proletarier, macht seinen Wettbewerb immer schwieriger und befördert die Proletarisierung alles Geistigen überhaupt. Da aber ein gebildeter Mensch mehr über sich selbst nachdenkt und mehr feinere Bedürfnisse hat, die Geld kosten, als der Ungebildete, kommt ihm seine Abhängigkeit und Dürftigkeit nur noch mehr zum Bewußtsein und macht ihn mit seiner Existenz unzufrieden. Der Bildungsfortschritt ist also unter unseren heutigen Verhältnissen ohne wahrhaften Wert. Denn Bildung allein macht den Menschen nicht glücklich und kann Lust und Licht und freie Bewegung nicht ersetzen.

Diese Proletarisierung der geistigen Arbeit ist auf keine Weise aufzuhalten. Sie muß logischer Weise in der begonnenen Art fortschreiten, und zwar aus vielen Gründen, von denen nur einige angeführt sein mögen: Alles geschäftliche Betriebswesen wird immer mehr vereinfacht und macht weniger Arbeitskräfte nötig. J. B. kann ein Korrespondent auf der überall eingeführten Schreibmaschine das Doppelte leisten als früher mit der Hand. Da zugleich mit der Schreibmaschine auch das Erlernen der Stenographie außerordentlich aufgekommen ist, so kann der mehr selbständig denkende männliche Korrespondent immer mehr durch die weniger selbständige weibliche Angestellte ersetzt werden. Die an sich wunderbar schöne Erfindung der

Schreibmaschine kommt also ganz und gar der Prinzipalität zu gute und wirft zahllose geistige Arbeiter auf das Pflaster, verbilligt den Betrieb und befördert die Anhäufung des Kapitals auf der einen und die des Proletariats auf der anderen Seite.

Ein zweiter proletarisierender Faktor ist die Arbeitsteilung in Folge des Großbetriebs. Früher wurden z. B. viel mehr Buchhalter gebraucht, welche die ganze Buchführung beherrschten, heute schon weniger. Denn in den Großbetrieben ist die Buchhaltung selbst eine Maschine für sich, an deren einzelnen Teilen jeder nur immer denselben Handgriff macht; nämlich Eintragungen in immer dasselbe Buch. Er verblödet nicht nur bei dieser Arbeit, sondern wird auch, da er jeden Moment durch einen Nicht-Eingeweihten ersetzt werden kann, nicht viel besser als ein gewöhnlicher Schreiber bezahlt. In gleicher Weise wird ein Mann, der mehrere Sprachen kennt, immer überflüssiger. Denn in einem Großbetriebe gibt es so viele Korrespondenz, daß man je einen Mann (oder mehrere) für die englische, einen anderen für die französische Korrespondenz u. s. w. halten kann. Ein solcher braucht natürlich nicht so gut bezahlt zu werden wie ein mehrsprachiger.

Wie einfältig idealistisch und wie wenig praktisch und vorausichtlich der Deutsche oft denkt, dafür zeugt auch die Esperanto- oder Weltsprachbewegung. Ueber den sachlichen Wert dieser Bewegung will ich mich hier nicht aussprechen; aber angenommen, eine künstliche Weltsprache wäre in der kaufmännischen Welt allgemein eingeführt — so würden die Angestellten, von denen ja hauptsächlich diese Bewegung ausgeht,

hinterher merken, daß sie sich gerade so wie mit ihren sonstigen Fortschrittsidealen wieder einmal zum Vorteil der Prinzipale und zu ihrem eigenen Nachteile abgemüht haben. Denn auch diese Vereinfachung würde, wie jede andere ähnliche, nur dem Kapital zu gute kommen und mehr Proletarier schaffen.

Von national-ökonomisch-sachmännischer Seite habe ich den Einwand gehört, daß die Großbetriebe glücklicherweise ihre Grenzen haben, weil schließlich einmal die Kontrolle aufhören muß; die Angestellten, die nur bloße Nummern sind, könnten unmöglich mit Interesse arbeiten und würden sich auf allerlei Weise zu drücken wissen. Daß in einem Großbetriebe auch viel gebummelt wird, ist ganz gewiß nicht zu vermeiden. Aber eben dies ist Grund um so mehr für die Großbetriebe, ihre Angestellten schlecht zu bezahlen. Und Tatsache bleibt, daß trotz diesem Nachteile die überall aufblühenden Großbetriebe großartig gedeihen und den Aktionären oder Privatpersonen Millionen abwerfen. Dieses Sich-drücken-lönnen geschieht nämlich höchstens sehr stellenweise und kommt auf andere Weise wieder heraus. In Wirklichkeit ist ein großer, gut geleiteter Mechanismus die beste Garantie dafür, daß gearbeitet wird, und wie gesagt, diese Mechanismen haben sich meistens noch für die Taschen der Kapitalisten glänzend bewährt und werden es in Zukunft noch mehr.

Karl Marx hat einen Entwicklungsgang des Wirtschaftslebens prophezeit, der nicht ganz eingetroffen ist. Er glaubte, die Verelendung der Arbeitermassen

würde immer mehr zunehmen, etwa in demselben Verhältnis wie die Entwicklung des Großkapitals, und wenn dann dieser Prozeß zum Äußersten gekommen wäre, würde diese ganze Wirtschaftsperiode gewissermaßen in sich selbst zusammenfallen. Die eine Seite der Prophezeiung, die Konzentration des Kapitals, ist eingetroffen. In den Vereinigten Staaten hat sie vielleicht heute schon den höchsten Gipfel erreicht, bei uns noch nicht. Aber die andere Seite der Prophezeiung, die äußerste Verelendung der Massen, ist nicht eingetroffen und wird auch nicht eintreffen. Im Wirtschaftsleben der Völker lassen sich zwar manche Gesetze nachweisen, aber es sind doch nicht blinde Naturgesetze wie in der Physik, nach denen sich alles zukünftige Geschehen vorausberechnen läßt. Die menschliche Vernunft greift hier ziemlich stark in den natürlichen Ablauf ein, und sie selbst ist in Bezug auf das, was sie in der Zukunft bringen kann, vollkommen unberechenbar. Ein einziger glücklicher Gedanke in einem einzigen gescheiterten Kopfe, eine einzige Erfindung kann dem natürlichen Ablauf der Dinge eine ganz andere Wendung geben. Marx und Engels haben mit ihrem großen Vertrauen an das Proletariat selbst in den von ihnen prophezeiten natürlichen Entwicklungsgang eingegriffen und durch die dadurch ins Leben gelommene Organisation der Arbeiter ihrer Prophezeiung, der absoluten Verelendung der Massen, entgegengearbeitet. Wie die Entwicklung verläuft, ist kaum noch ein Gedanke daran, daß wir jemals ein riesiges hungerndes Proletariat bekommen werden, das einmal aus Verzweiflung die bestehenden Verhältnisse umstürzt. Dazu sind heute schon selbst die Regierungen viel zu sozial

denkend und werden immer das Schlimmste abwenden. Zu diesem Äußersten kommt es ganz gewiß nicht. Aber was wir bekommen, das ist ein immer größeres nicht-hungerndes Proletariat, ein Proletariat in moralischer Beziehung, eine ethische Versklavung eines Hauptteils des deutschen Volkes, die Proletarisierung des sogenannten Mittelstandes.

Zu leugnen, daß die Großbetriebe allmählich die kleineren Existenzen auffaugen, ist vergeblich. Wenn man die 50 oder mehr Läden, die ein einziger Bäcker in Berlin besitzt, was ihn instandsetzt, größere Brote zu liefern als andere und sich immer mehr zu vergrößern; die 100 Zigarrenläden, die eine einzige Firma besitzt; die vielen Depositentassen, die eine einzige Großbank in Berlin besitzt; die einzelnen Lokale Alchingers; kurz die vielen Filialen, die so oft ein einziger „Concern“ in offener oder versteckter Form hat, als Kleinbetriebe rechnet, so mag sich allerdings eine Statistik herausbringen lassen, die beweist, daß die Kleinbetriebe nicht ab-, sondern zugenommen haben. Aber jeder Mensch, der sich um solche Statistiken nicht kümmert, weiß nur zu genau, wie in Wirklichkeit die Verhältnisse liegen. Die Markthallen in Berlin z. B. sind immer schlechter besetzt, ja sie sollen manchmal, wie ich wenigstens unterrichtet wurde, beinahe leer stehen. Grund? — Weil die Warenhäuser sich neuerdings mehr und mehr damit abgeben, Lebensmittel zu Preisen zu verkaufen, gegen welche die Kleinbetriebe nicht konkurrieren können. In diesem Punkte kann man wirklich ein Naturgesetz statuieren. Die Auffaugung kleiner Massen durch eine große Zentralmasse, sobald sie in ihre Nähe kommen, ist ebenso gut ein physikalisches

wie ein wirtschaftliches Gesetz, und je weiter dieser Prozeß fortschreitet, desto rascher wird sein Tempo, ähnlich wie ein Körper, der zur Erde fällt, immer schneller fällt, je näher er ihr kommt.

Wenn die Dinge sich selbst überlassen bleiben, d. h. nicht menschliche Vernunft und Tatkraft hier eingreifen, so steuern wir mit unabwendbarer Notwendigkeit auf Verhältnisse zu, wie sie sich in Amerika herausgebildet haben und wie sie heute die Amerikaner zur Verzweiflung bringen. Wie allbekannt, sind die Amerikaner mit ihrer großen Freiheitsliebe und Dollarschlaueit die Sklaven von ein paar wenigen Milliardären geworden, die mächtiger sind als Volk und Regierung zusammen. Ich entnehme die folgenden Zeilen einem Artikel in der Zeitschrift „Die Goldkammer“, gez. Alexander Ular: „So ist das Trustsystem trotz seiner theoretischen Vollkommenheit ein Blutsaugersystem geworden, das die Amerikaner sich allerdings fast mit Bewußtsein angezüchtet haben.“ — Ferner: „An die Trusts rühren heißt daher ans Wirtschaftsgeld jeder Familie greifen. Und deshalb ist praktisch jede energische Regierungsmaßregel, die diese Riesenmaschine so umkonstruieren möchte, daß sie nicht mehr bloß als Motor einer furchtbaren Schraube ohne Ende wirkt, direkt mit einer sozialen Katastrophe gleichbedeutend; folglich unmöglich. Roosevelt hat das am eigenen Leibe erfahren und sich darauf bekehrt. Als er Präsident war und gegen die Trusts donnerte, glaubten viele, hinter den Worten stecke ein Wille; es sah auch so aus. Aber die Unruhe hierüber trug mächtig zu der unerhörten Krise vom Herbst 1907 bei. Und dann stellte es sich richtig heraus, daß ein einziger

Concern, die Kombination Morgan-Rodefeller, tatsächlich den Trust des Bargeldes gemacht hatte und ganz Amerika geradezu hätte aushungern können (was ich zu allgemeiner Andacht und Erbauung nachher in meinem Roman von der Zwergschlacht beschrieb). Ein paar Monate vorher schon war ein ähnliches Damoklesschwert zum Vorschein gekommen. Roosevelt hatte Rockefeller zu 25000000 M. Geldstrafe wegen des Zusammenarbeitens des Petroleumtrustes mit einem Eisenbahntrust verurteilen lassen. Was tat Rockefeller? Er telephonierte nach Washington. Und was sagte er? Wenn man ihm nicht sofort verspräche, das Urteil zu kassieren, so schmiss er einfach acht Milliarden Mark Industriewerte auf den New-Yorker Markt. Ganz Amerika wäre in einer schauerlichen Tragödie von der Bildfläche verschwunden — und Roosevelt versprach.

Jedes Kind weiß drüben, daß ein Zusammenbruch der Trusts schlimmer wäre als Krieg, Pest, Hungersnot und Erdbeben zusammen. Und doch sagt jeder, so könne es nicht weiter gehen, man müsse wenigstens etwas gegen die Riesenpolypen versuchen und der Teuerung steuern. Deshalb mußte Taft so jämmerlich durchfallen. Und deshalb auch konnte Roosevelt nicht durchkommen. Denn er wollte schließlich angeblich die Trusts unter die Regierung stecken, während es doch jedem Geschäftsmann klar war, daß bei dieser Gelegenheit die Trusts die Regierung einfach einstecken würden.“

Der Artikel schließt: „Wir schlottern für unser Privateigentum, wenn wir an Sozialismus denken. Die Amerikaner haben vielleicht kein anderes

Mittel, ihres zu retten, als Sozialdemokraten zu werden.“

Als ich selbst vor etwas über zehn Jahren einmal in Amerika war, konnte ich noch über die Billigkeit der Lebensmittel staunen. Heute ist es soweit gekommen, daß die Lebensmittel von den Trusts aufgekauft und zurückgehalten oder gar vernichtet werden, damit sie nicht zu billig werden. Sogar Eier werden ein halbes Jahr lang in Eiskellern aufbewahrt.

Bei uns werden dieselben Verhältnisse kommen. Die Riesengeschäfte werden billige Lebensmittel liefern, bis sie den Kleinhandel vernichtet haben. Dann werden, falls nicht Ausnahmegeetze der Riesenspißbüberei ein Ende machen, so lange dies überhaupt noch möglich ist, die Lebensmittel unverschämt teuer werden. Rein psychologische Momente befördern das Wachstum der Riesenunternehmungen rasch. Erstens läuft alles nach den Warenhäusern hin, um billiger kaufen zu können, unterstützt sie also; zweitens fürchten sich viele kleine Leute, sich zu etablieren, da die immer drohendere Konkurrenz der Warenhäuser sie abschreckt. So geht also der Prozeß mit der Geschwindigkeit, wie sie jeder mit seinen Augen beobachten kann, heute vor sich.

Wie sich die Entwicklung des Bankwesens vollzieht, ist allgemein bekannt. Die häufigen Selbstmorde von Privatbankiers reden eine deutliche Sprache. Daß einmal das ganze Privatbankwesen in einer Hand zentralisiert sein wird wie in Amerika, ist mit Sicherheit vorauszusehen. Es muß einfach dahin kommen. Man denke sich, heute in 30 Jahren seien die heute bestehenden 4 Haupt-Bankgruppen, die bereits das

übrige Bankwesen beherrschen, auf 2 Gruppen reduziert. Dann können die Erfolge, mit denen beide arbeiten, nicht vollkommen gleich sein. Die Gruppe A soll 20 °., die Gruppe B 19 °. Dividende bezahlen. So hat A schon ein kleines Uebergewicht, einen höheren Wert seiner Aktien, ein wenig mehr Vertrauen. Bald wird sich der Unterschied zu Gunsten von A immer mehr vergrößern, und endlich wird B gar nichts Besseres tun können als die Fusion mit A anzunehmen. Der „Wille zur Macht“, der kaum in einer Art Menschen mächtiger ist als in den Finanztalenten und in den Fusionen zum Ausdruck kommt, drängt unfehlbar dahin. Auch wir werden unseren Vierpont-Morgan bekommen; der Unterschied zwischen uns und den Amerikanern wird nur der sein, daß er sich bei den Amerikanern öffentlich zeigt und von den unreifen Amerikanern noch bewundert wird, während bei uns alles mehr hinter den Kulissen vor sich gehen wird; es wird auch nicht nur ein einziger Mann sein, sondern eine Gruppe von Männern, gemischt aus Juden und Getauften, und zwar deswegen, weil der Deutsche gar nicht die Fähigkeit besitzt, solche Riesenpläne durchzuführen, dazu ist er viel zu schwerfällig.

Ich weiß mich frei von einem prinzipiellen Antisemitismus und betrachte die Dinge, wie sie liegen: Die Juden sind in vieler Beziehung in ihren staatsbürgerlichen Rechten zurückgesetzt. Das muß sie verstimmen und mit heimlichen Rachegefühlen anfüllen. Es ist einfach menschlich-natürlich. Da sie nur ein Prozent der deutschen Bevölkerung ausmachen, haben sie nur zwei Mittel: Fest und treu zusammenzuhalten und ihre Begabungen auf dem Gebiete des Geld:

erwerbes bis auf's äußerste anzustrengen. Der deutsche Michel macht es ihnen leicht, weil der deutsche Michel eine Schlafmühe ist. Sie haben es verstanden, den größten Teil der Presse in ihre Hand zu bekommen, und beeinflussen das deutsche Volk, besonders die gesamte christliche Kaufmannswelt, in der Weise, wie es ihren Zwecken dienlich ist. Wenn sie z. B. nichts als Handel und Industrie predigen und es der gesamten Leserwelt begreiflich zu machen verstehen, daß Deutschland ein Industriestaat ist und es noch mehr werden muß, so tun sie es eben, um die deutsche Bevölkerung auf ein Gebiet zu ziehen, auf dem sie sicher den christlichen Kaufmann schlagen und sich zu Herren aufwerfen werden. Teilweise sind sie es bereits. Der christliche Kaufmann macht heute noch begeistert mit, heute ist er ja noch selbständig und macht mit dem jüdischen Kaufmann gute Geschäfte; sein Enkel aber wird wahrscheinlich Kommiss in einem jüdischen Warenhause sein, nicht einmal mit der Aussicht, es bis zu einer leitenden Stelle zu bringen.

Mit der Fähigkeit, Energie, Zielbewußtsein und größeren geschäftlichen Schlaubeit, welche die Juden besitzen, ist es vollständig möglich, daß sie, obwohl nur 1% der Bevölkerung, den größten Teil des deutschen Kapitals in ihre Hände bekommen. Und daß dies ihr Ziel ist, daran kann kein Mensch zweifeln. Man darf nicht vergessen, daß sie alle solche Lebensstellungen einnehmen, die zu diesem Ziele führen: Sie sind Kaufleute, Juristen, Journalisten, und mittels des Geschäftskniffes, sich taufen zu lassen, gelingt es ihnen auch hier und da, in hohe Staatsstellungen hineinzukommen. Sie geben sich also gerade denjenigen

Berufen hin, in denen sie einen großen Einfluß auf das wirtschaftliche Leben haben und dieses langsam in ihre Hände bekommen. Jüdische Fabrikarbeiter, Landarbeiter und Handwerker gibt es wohl so gut wie gar nicht. Wenn man dies bedenkt, so werden aus den 1 °. vielleicht 10 °.. Und das ist schon keine Kleinigkeit mehr, besonders wenn man diese 10 °. noch mit dem Faktor ihrer geschäftlichen Ueberlegenheit multipliziert.

Man kann wohl, ohne ein Antisemit zu sein, gegen diese Tatsachen seine Bedenken haben. Wenn die Juden 1 °. der Bevölkerung ausmachen, so mögen sie 1 °. Gesamtrente haben. Dies scheint mir die salomonische Lösung der Judenfrage zu sein, die sicherlich auch der jüdische Nationalweise nicht hätte besser geben können. Mehr können die Juden nicht verlangen, denn sie haben dann eben so viel Recht wie jeder andere Deutsche. Wer mehr verlangt als ihm zukommt, ist frech, und wer frech ist, dem muß auf die Finger geklopft werden. Suchen die Juden die wirtschaftliche und damit die politische Macht an sich zu reißen, so müssen sie als Feinde der Nation mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln bekämpft werden.

Der Deutsche hat seine Charaktereigenschaften, der Jude hat die seinigen. Die Juden selbst verlegen diese Unterschiede immer in das religiöse Glaubensbekenntnis und umgehen damit die Frage, aber jedes Kind weiß heute, daß das religiöse Bekenntnis nicht das Mindeste mit der Frage zu tun hat. Es handelt sich hier um Sympathie und Antipathie, die aus den Charakteren fließen und durch keine Sophistik hinweg-

geschwächt werden können. Die Juden haben sicherlich ihre wertvollen, aber auch ihre unangenehmen Eigenschaften. Dasselbe mag vom Deutschen gelten. Und nehmen wir sogar einmal an, der Deutsche schnitte bei der Bilanz der Eigenschaften für den Ethiker schlechter ab als der Jude, so müßte dennoch der Deutsche alles daran setzen, daß seine eigenen guten Eigenschaften unter dem jüdischen Einflusse nicht verloren gehen oder daß gar die Juden, eine winzige Minderheit, die erste Macht in unserem wirtschaftlichen Leben werden. Wenn etwa plötzlich die Wenden oder die Kaschuben anfangen wollten, sich breit zu machen und mit allen offenen und geheimen Mitteln daraufsteuern wollten, die erste Macht Deutschlands zu werden — wie würde man ihnen wohl das Handwerk legen! Wie streng werden die hartnäckigen Polen behandelt! Warum? Weil sie aus ihren partikularistischen Bestrebungen kein Hehl machen. Wenige scheinen es aber zu merken, daß wir an den Juden eine partikularistische Bestrebung haben, die an Gefahr alles andere so überbietet, daß jene nicht der Rede wert ist. Denn die Juden verstehen es, ihre Ziele durch Anpassung an die Notwendigkeit der Verhältnisse zu verschleiern. Und es wäre ein lächerlicher Optimismus, in den Juden solche Engel zu sehen, daß sie nicht die Macht, die ihnen der deutsche Michel in die Hände spielt, gebrauchen sollten! Kein vernünftiger Mensch kann von ihnen so viel Gutmütigkeit verlangen. Wenn es aber in dieser Weise weitergeht, so wird sich in nicht allzu ferner Zeit das lächerlichste und schändlichste Schauspiel abspielen, das wohl je die Weltgeschichte gesehen hat und noch die Kalamität Amerikas

übertrifft: daß 70 Millionen Deutsche die Sklaven von einer Million Juden sind. Wäre es eine Herrschaft, gegen die Waffengewalt etwas ausgerichtet, so wäre dies nicht allzu schlimm und ihr wäre leicht abgeholfen. Aber es wird eine Herrschaft sein, die auf keine Weise anzugreifen und zu unterminieren ist. Gegen die Uebermacht des Geldes hat bis jetzt noch keine andere Macht der Welt jemals etwas ausgerichtet.

Der christliche deutsche Kaufmann ist zum größten Teile bereits vollständig im Banne jüdischer Ideen und Bestrebungen. Im schweren Kampfe gegen und im Verkehr mit dem jüdischen Kaufmann nimmt er selbst viel von ihm an, ist vielleicht dazu gezwungen. Durch die „liberale“ Presse beeinflusst und hypnotisiert kennt er keinen anderen Fortschritt für die Nation als Handel und Industrie und Export. Es ist ihm so selbstverständlich, daß er wohl einen, der ihm einmal Zweifel darüber äußert, für nicht ganz normal hält. Ich verkenne ganz gewiß nicht die Romantik, die der heutige Verkehr, Schiffahrt und Welthandel haben, ich habe das alles sogar selbst sehr gründlich kennen gelernt und genossen wie Wenige und hatte früher selbst ganz und gar diese mercantilistischen Ideen — bis ich dahinter kam, daß sie falsch sind. Man darf im internationalen Warenaustausch keinen Selbstzweck sehen. Handel und Industrie sind notwendige Uebel und nicht das Ideal des Wirtschaftslebens. Sie sind das Sekundäre, während die Landwirtschaft das Primäre ist. Ein Volk muß zusehen, daß es zunächst die notwendigsten Bedürfnisse bei sich zu Hause deckt, vor allem die wichtigsten Lebensmittel, ohne die es verhungern muß.

Die Völker haben dies, so lange sie vernünftig blieben, auch stets getan. Das alte Rom importierte alle seine Lebensmittel, als es längst entartet war. Und auch England ist darin entartet, daß es nicht mehr sein eigenes Getreide baut und aus seiner Bauernbevölkerung ein Fabrikarbeiter- und Bureau-Proletariat gemacht hat.

Ein Angestellter im Handel mag glauben, je mehr sich Handel und Industrie entwickeln, desto besser sei es für ihn. Indessen, daß er selbst niemals von dieser Art Entwicklung profitieren kann, daß sie ihn nur immer mehr herunterbringt, wird er vielleicht schon selbst gemerkt haben. Wenn nicht, so werden ihn wohl die oben angeführten Gründe überzeugt haben, daß es kein Entrinnen aus dem Slavenjoch gibt, was sich da auch „entwicke“. Von aller Entwicklung und allem sogenannten Fortschritt profitieren immer nur die Arbeitgeber, während das Proletariat an Zahl wächst. Wenn die zahlreichen Erfindungen des vorigen Jahrhunderts rationell ausgenützt worden wären, so hätte logischer Weise ein Teil der Vorteile, insbesondere die Arbeitersparnis, auf die proletarische Bevölkerung fallen müssen. Aber ist dem so? Sie haben nur größere Kapitalsanhäufung zur Folge gehabt, der Proletarier arbeitet für seine elende Existenz den ganzen Tag über genau so wie früher, ja es wird noch mehr von ihm verlangt, er muß sich schlimmer abhegen als früher. Was für Fortschritte wir auch machen werden, sie werden niemals den Arbeitnehmenden zu gute kommen, wenn wir nicht gänzlich unsere Anschauungen ändern, sondern fortfahren, es als selbstverständlich zu betrachten, daß es immer

Herren und Sklaven geben muß. Dem Kapitalisten ist es etwas Selbstverständliches, daß der Arbeiter nur so viel vom Ertrage seiner Arbeit abbekommt, daß er gerade existieren kann, und daß der ganze Rest des Ertrages, die Arbeit von vielleicht Tausenden von Personen, ihm gehört. Jedes weitere Verlangen des Arbeitnehmers steht er als unverschämt an. Die Löhne oder Gehälter, die er bezahlen muß, sind für ihn nichts weiter als eine unliebsame Störung in seinen Kalkulationen, die auf das Möglichste reduziert werden müssen. Der Arbeitnehmer ist ihm kein lebendiger Mensch, sondern eine Sache. Und je mehr sich das Kapital konzentriert, desto mehr muß auch der Arbeitnehmer zur Sache herabsinken. Die Versklavung des geistigen Arbeiters muß aber vor allen Dingen deswegen immer mehr fortschreiten, weil, infolge der Konzentration des Kapitals, es immer weniger Geschäfte einer Branche gibt. Jemand, der in die Warenhausbranche hineingehört, hat heute schon sehr wenig Möglichkeit, seine Stellung zu wechseln. Zwei Berliner Großbanken haben einmal ein Abkommen zu machen versucht, daß die eine Bank nicht mit den Angestellten der anderen betreffs Anstellung verhandeln darf. Es mußte sich ein Bankbeamtenverein bilden, um einigermaßen das Interesse der Mitglieder gegen die geheime Liga des Großkapitalismus zu wahren. Dieser Trieb des Kapitals zur Verschwörung gegen die Arbeitnehmer und zu ihrer Versklavung ist also größer als der Konkurrenzneid! — Ein Journalist beklagte sich einmal mir gegenüber, wie es dem Journalisten immer schwerer würde, Stellung zu finden. Früher konnte man von einer

Zeitung zur anderen gehen, heute gehörten so und so viele Zeitungen zu einem „Concern“, und hat er sich mit einer Redaktion überworfen, so existieren so und so viele Redaktionen von selbst für ihn nicht mehr. Er ist sehr rasch fertig mit seiner Auswahl.

Es ist also keine Rede davon, daß unter solchen Verhältnissen das geistige Proletariat einen wahren Vorteil an den Fortschritten der Civilisation haben wird und kann. Auch unsere Gesetzgebung betrachtet oft genug noch den Arbeitnehmenden als einen Minderwertigen, dem die Bäume nicht zu hoch in den Himmel wachsen dürfen. Man denke nur daran, daß, wenn ein Ingenieur eine Erfindung in einer Fabrik macht, diese nicht ihm, sondern dem Kapitalisten zu gute kommt! Klarer kann der Geist des Kapitalismus, wenn er Geseze macht, nicht zum Vorschein kommen.



Unsere Zeit ist reichlich geschwängert mit sozialistischen Ideen. Sozialistisch denkt man heute schon vielfach in den gebildetsten Kreisen. Einen sozialen Anstrich haben ja auch manchmal die Maßnahmen der Regierung, z. B. der Versicherungszwang. Ueberall ist wohl der gute Wille da, die sich um ihr Essen und Trinken abradernde Welt glücklicher und existenzsicherer zu machen. Aber das ist das Humoristische dabei: es soll doch wiederum alles beim Alten bleiben! Und deshalb bleibt es Flidarbeit, die zuguterleht wieder dem Kapitalismus zu gute kommt. Sich in neue Verhältnisse hineinzudenten, dazu fehlt es an der notwendigen Denkkraft. Nicht einmal das so gefürchtete

rote Bespenst scheucht die Denksfaulen auf. Man macht lieber die Augen zu. Aber kann denn ein Reaktionär noch ernstlich glauben, daß das vielleicht intelligenteste Volk der Welt, das der Obhut der Kirche mehr und mehr entwächst und sich nicht mehr auf den Ausgleich im Jenseits vertrösten läßt, es noch sehr lange mit- ansehen wird, daß es in eine kleine Minderzahl Reicher und in eine große Mehrzahl Armer geteilt wird? Wir haben auf einer Seite Millionen intelligenter Gehirne mit positiver Elektrizität geladen, auf der anderen Seite nur Hunderttausende mit negativer. Vorläufig verkünden nur harmlose Flächenblitze, daß die Spannung immer mehr zunimmt. Der Ausgleich muß aber einmal kommen, denn es ist kein Platz da, wohin das Gewitter vorüberziehen könnte. Es ist nicht stumpfe tote Materie, die mit Elektrizität geladen ist, sondern denkende Gehirnmaterie. Der Ausgleich kann nur auf zweierlei Weise geschehen, entweder durch einen langsam fließenden Strom oder durch eine Entladung. Wenn sich die Verhältnisse bei uns so zuspitzen wie in den Vereinigten Staaten, ist nur noch eine Entladung möglich, wie sie in den Vereinigten Staaten wahrscheinlich kommen wird. Es ist daher besser, rechtzeitig einen Leiter einzuschieben und den Strom in Fluß zu bringen. Damit das geschehen kann, sind aber klare politische Ziele notwendig. Diese nun sind beim größten Teile der Bevölkerung noch ein frommer Wunsch. Im Parlamente haben wir fast nichts anderes als den gemeinsten Partei egoismus, trassen Interessenpartikularismus. Keine Partei denkt wahrhaft sozial, wahrhaft vaterlandsliebend, will wahrhaft das Beste für Alle, sie wollen nur alle das Beste für

sich. Die Sozialdemokraten wiederum sind supersozial, d. h. schießen über das Ziel hinaus, wenn sie die gesamte Menschheit nivellieren wollen, unter der irrthümlichen Voraussetzung, daß die Menschen alle gleich begabt sind. Es wäre daher nichts dringender und im Interesse des Vaterlandes gebotener, als wenn sich das Parlament mehr mit solchen Männern füllte, die überhaupt keiner Partei angehören und statt dessen Garantien für eine ernste soziale, d. h. vaterlandsliebende Gesinnung bieten. Es erscheint uns geradezu selbstverständlich, daß jeder Abgeordnete zu einer Partei gehören muß, und recht bezeichnend für die Verkehrtheit unserer Anschauungen ist es, daß man die wenigen Abgeordneten, die keine Partei haben, also gerade die politisch Ziviliertesten, die „Wilden“ nennt. Parteilichkeit ist immer eine Art geistiger oder moralischer Beschränktheit, gerade sie ist Eigenschaft des Unzivilisierten, des „Wilden“. Wir haben also ein Parlament, in dem umgekehrt die ungeheure Mehrzahl Wilde sind, nicht die Minderzahl nach der üblichen Auffassung.

Damit der Wunsch nach größerer Parteilosigkeit in Erfüllung geht, ist es notwendig, daß die Bevölkerung dem Banne der Parteilucht entrisen, d. h. über die wahrhaft dienlichen politischen Ziele aufgeklärt wird. Fast alle Teile der Bevölkerung werden von dem Parteiinteresse an der Nase geführt, wenn nicht gar vergewaltigt. So ist bekanntlich ein großer Teil der Landbevölkerung in der Gewalt des römischen Priestertums und wählt einen Abgeordneten in den Reichstag, der die Interessen des römischen Papstes vertritt, eines für uns Deutsche höchst gleichgiltigen Mannes. Diese Partei, von der Bismarck gesagt hat: „Erst seid ihr katholisch,

zuletzt erst Deutsche," würde, wenn sie die ersehnte Herrschaft erlangte, ihren Sieg mit einem riesigen Freudenfeuer feiern, dessen Brennmaterial die Freigeister Deutschlands sein würden. Aber auch der Kaufmann, sonstige Privatbeamte und sogar der Gelehrte treten oft für das Interesse einer Partei ein, an dem sie selbst nicht das geringste Interesse haben können. Jede Partei weiß sich vaterländisch zu geben und hat ihre dupierenden Schlagwörter. Viele lassen sich einfach von dem Schlagwort „liberal“ blenden. Besonders einen, der bis über die Quinta gekommen ist, packt das Wort, denn er weiß, es kommt von „liber“=frei. Ein Wort, das angenehm die Ohren kitzelt! Das kann nur die einzige vernünftige Partei sein! Aber eine Partei kann überhaupt nicht vernünftig sein, d. h. kann immer nur eine beschränkte Vernünftigkeit haben, eben deswegen weil sie Partei ist. Die Macht eines bloßen Wortes ist eine ungeheure und mit bloßen Schlagwörtern wird Politik gemacht. Was kann z. B. ein Staatsbeamter für ein Interesse haben, einen „liberalen“ Abgeordneten zu wählen? Er tut es dem Worte „liberal“ zu Liebe. Zündende Schlagwörter, von denen ein großer Teil der Bevölkerung genarrt wird, sind: Freiheit, Freihandel, Export, Welt-handel, Fortschritt, Entwicklung, freie Konkurrenz, u. s. w. Ich bin nicht etwa ein Agrarier, sondern ein simpler Mensch, der die Gewohnheit hat, über alles erst nachzudenken, bevor er etwas glaubt, und habe selbst diesen Göttern früher geopfert, bis ich herausfand, daß es erstens, wie alle Götter, falsche Götzen an sich selbst sind, zweitens: Aushängeschilder für die Interessen des Kapitalismus.

„Entwicklung“ z. B. ist ein sehr zweideutiger Begriff. Es kommt sehr darauf an, was sich entwickelt, ob das Großkapital oder das Proletariat, die Gesundheit oder die Schwindsucht, die Großstadt oder die Prostitution. Gewöhnlich entwickelt sich eins zugleich mit dem andern.

Nun aber dieses Stedenpferd des Liberalismus, die „freie Konkurrenz“! Wie schön sie sich anhört, und wer kann daran zweifeln, daß sie das einzig Vernünftige ist? — Aber die Tatsachen bestätigen das leider nicht und die denkende Vernunft noch viel weniger. Die Tatsachen haben bewiesen, daß wirkliche freie Konkurrenz eine Unmöglichkeit ist; sonst würden sich nicht auf allen möglichen Gebieten, sowohl auf der Seite der Arbeitgeber wie derjenigen der Arbeitnehmer, Verbände und Interessengemeinschaften aller Art gebildet haben. Das totgeglaubte Prinzip der Junft ist doch in neuerer, etwas weiterer Form an manchen Stellen wieder lebendig geworden. Freie Konkurrenz wäre eben Anarchie, und Anarchie kann der Mensch nicht 24 Stunden vertragen. Eine wirklich freie Konkurrenz wäre das Loslassen der gemeinsten und niedrigsten, gerade der unsozialen Instinkte auf einander. Da wo die freie Konkurrenz zu finden ist, siegt nicht der Tüchtigste und Stärkste im Kampf um's Dasein, sondern der Klügste und Verschlagenste, derjenige, der die gemeinen Mittel nicht anzuwenden scheut, welche dem moralisch Besseren zuwider sind. Der Edlere muß unter der freien Konkurrenz unterliegen, wie wir es ja heute jeden Tag erleben können. Weder Nießsche noch Tolskoi, diese beiden berühmten Anarchisten, haben die notwendige Denkraft des echten

Philosophen befehen, um dergleichen Gedanken bis zu Ende zu denken.

Mancher, der ein anständiger Mensch geblieben wäre, wird unter der freien Konkurrenz ein Verbrecher, und nicht einen Menschen gibt es, so wage ich zu behaupten, dessen Charakter im Wirbel der freien Konkurrenz vollkommen intakt bleiben kann. Die besten Charaktereigenschaften gehen durch sie notwendig verloren. Diejenigen, welche am lautesten die freie Konkurrenz predigen, beweisen damit nur, wes Geistes Kinder sie sind und was sie wollen. Sie fühlen sich in diesem Kampfe, in dem sie eben ihrer eigentümlichen Charaktereigenschaften wegen von vornherein einen Vorsprung haben, überlegen. Die freie Konkurrenz kann nur damit enden, daß der Wolf das Lamm frisst. Diejenigen, welche als Begründung für die freie Konkurrenz den Darwinismus anführen, sind durchaus falsch beraten. Die Darwin'sche Lehre vom Kampfe um's Dasein ist gerade am besten geeignet, dem Menschen zu zeigen, wie er es nicht machen darf. Denn was für die Tiere der Wildnis gilt, gilt nicht für die denkenden Menschen, die doch offenbar ihre Vernunft nicht haben, um sie nicht zu gebrauchen und sich gegenseitig zu vernichten, was übrigens, mit wenigen Ausnahmen, die Tiere der Wildnis einer und derselben Art gar nicht einmal tun. Der „Kampf aller gegen alle“ ist durchaus nicht ein natürlicher Zustand. Er besteht nicht unter den Wilden eines Stammes. Diese Wilden sind meistens viel sozial denkender als sich unsere „Liberalen“ wohl träumen lassen. Die Soziabilität der Tiere im allgemeinen kennt gerade niemand besser als der Darwinismus.

Der Mensch ist sogar eins der unsozialsten Tiere, denn ein kleiner Unterschied in Stand oder Bildung genügt schon, um ihn einem anderen Menschen zu entfremden.

Ein weiterer Irrtum ist es, daß die freie Konkurrenz den Fortschritt befördert, weil sie die Kräfte des Menschen auf's äußerste anstrengt und ihn zu ewig neuem Nachdenken anstachelt. Ich antworte: Eine vernünftige Kulturform muß so beschaffen sein, daß der Mensch es nicht nötig hat, seine Kräfte bis zum äußersten anzustrengen, sondern daß er ruhig und friedlich leben kann. In den Augen des Liberalismus ist der Mensch für den Fortschritt da, während doch eigentlich der Fortschritt für den Menschen da sein sollte. Diese Fortschrittsphilisterei ist weiter nichts als ein Auswuchs beschränkter unphilosophischen Denkens. Im übrigen ist es aber falsch, daß die großen Fortschritte der Hezjagd des Kapitalismus zu verdanken seien. Die Fortschritte entstammen fast sämtlich wissenschaftlichen Erfindungen. Und wissenschaftliche Erfindungen können nur von Menschen gemacht werden, welche die notwendige Zeit und Ruhe dafür haben. Der Kapitalismus ist groß darin, die wissenschaftlichen Erfindungen für sich auszubeuten, er hat sie niemals befördert. Er hemmt sie sogar insofern, als auch von wissenschaftlichen Männern heute Arbeit bis zur Ermüdung gefordert wird.

Die freie Konkurrenz, die vom Kapitalismus am meisten gepredigt wird, ist nebenbei eine infame Lüge, insofern als dem Kapitallosen oder Kapitalschwachen von vorneherein die Hauptwaffe, mit der er kämpfen könnte, genommen ist. Der Kapitallose muß heute ein Sklave bleiben, auch wenn er ein Herkules an

Kräften ist und in einem wirklich Darwin'schen Kampfe um's Dasein es mit sechs Kapitalisten aufnehmen könnte. Statt dessen muß er seine Herkuleskräfte in den Dienst des Kapitals, vielleicht minderwertiger Menschen, stellen.

Die freie Konkurrenz ist aber nicht nur vom ethischen Standpunkte aus verwerflich, sie ist auch eine logische Dummheit. Denn die unübersehbar zahlreichen Reibungen und Widerstände, die sie zur Folge hat, bedeuten ein ganz ungeheures Quantum Energieverschwendung. Es gibt Geschäfte, die 100 Briefe schreiben müssen, ehe sie ein Geschäft abwickeln. Weil nämlich 100 Kaufleute oder 10 Industrielle ein und dasselbe Geschäft machen möchten, das doch nur einmal gemacht werden kann. Was kann sinnloser sein als daß, wenn in Hamburg eine große Sendung von Waren ankommt, 100 Agenten und Kaufleute sich die Beine ablaufen, diese Sendung zu kaufen und zu verkaufen? Ein großer Teil der Kaufleute sind tatsächlich überflüssig. Nicht selten haben vier Geschäfte ihre gute Existenz, ein fünftes tut sich daneben auf und verdirbt sie ihnen — das ist der Segen der freien Konkurrenz. Ihre Sinnlosigkeit drückt sich am besten in dem modernen widerlichen Klamewesen aus, in den tausend und abertausend Annoncen, in den wahn sinnigen Anstrengungen, welche die Zeitungen machen, um sich gegenseitig zu überschreien, in dem Schnelligkeitswahne, in der geschmacklosen Neuerungs sucht und, last not least — in den tausend geschäftlichen Schwindeleien und Halbschwindeleien, die unser heutiges Kulturleben so auszeichnen. Von den vielen Annoncen, welche in den kapitalistischen Blättern

Kapitalseinlagen suchen, kann man gut annehmen, daß die Hälfte „faul“ oder schwindelhaft sind. Die Anzahl der Zeitungen selbst könnte auf einen Bruchteil reduziert werden, die größte Zahl der modernen Druckschriften ebenfalls, denn es wird heute zehnmal mehr gedruckt als notwendig ist. Hiermit würde die Zahl der Papierfabriken zusammenschrumpfen; und so mit vielen anderen Dingen, denn überall, wo man hinblickt, findet man sinnlose Arbeitsverschwendung, an der die freie Konkurrenz schuld ist. Der vielgerühmte Fortschritt zeichnet sich vor allen Dingen dadurch aus, daß Unsummen von Kräften unproduktiv verschwendet, geradezu in die Luft verpulvert werden, in Gestalt von massenhafter Schreiberei, Druderei, Hin- und Herreisens, also auch überflüssigen Eisenbahnverkehrs, Postverkehrs usw. „Verkehr“ ist auch einer von den liberalen Wortgötzen unserer Zeit. Er ist gewiß eine sehr schöne Sache, besonders für denjenigen, welcher das notwendige Geld hat, Vergnügungsreisen zu machen (weniger vielleicht schon für den Lokomotivführer). Aber ein Selbstzweck ist er keinesfalls, so wenig wie Industrie und Handel. Sie alle sind notwendige Uebel, denn alle bedeuten den Schweiß derer, die am wenigsten von ihnen Nutzen haben.

Auf diese Argumentation bekommt man öfters die Antwort: „Ja, was sollen denn die Menschen tun, wenn sie nur etwa den halben Tag zu arbeiten haben?“ Die Antwort ist: Denjenigen, welche nicht wissen werden, was sie mit ihrer freien Zeit anfangen sollen, kann man ja die Erlaubnis geben, freiwillig den ganzen Tag zu arbeiten, um auf diese Weise diejenigen noch mehr zu entlasten, welche es wohl

wissen; da sie so arbeitswütig sind, wird ihnen dieser Ausweg wohl sehr willkommen sein. Menschen, welche mit so einfältigen Einwänden kommen, verdienen auch einfältige Antworten, denn sie zeigen, daß sie mit ihrem Denken noch unreife Kinder sind. Die Moral, daß der Mensch zum Arbeiten da ist, die dem west-europäischen Kulturmenschen im Fleisch und Blute sitzt, ist eine Sklavenmoral und zeigt eben, wie tief der Kulturmensch im allgemeinen versklavt ist. Selbst die Bibel stellt die Arbeit nicht als Lebenszweck, sondern als Strafe an, und unsere Vorfahren, die noch Herrenmenschen waren, obwohl sie nicht lesen und schreiben konnten (oder vielleicht gerade deswegen) hielten Arbeit für etwas ihrer Unwürdiges. Die Wahrheit liegt offenbar in der Mitte: Der Mensch soll halb arbeiten, halb genießen. Dies muß das Ziel einer vernünftigen Sozialpolitik sein. Die schlechteste Sozialpolitik ist aber die, daß 10 Menschen arbeiten sollen, damit einer genießen kann. Dies ist aber der Stand unserer heutigen Kultur.

Wie die Dinge heute liegen, sind wir weit entfernt davon, uns einem solchen vernünftigen Ziele zu nähern. Eher kann man sagen, daß wir gerade in der entgegengesetzten Richtung marschieren. Es wird vom Menschen immer mehr Arbeit verlangt, damit er existieren kann; denn wenn auch hier und da die Arbeitsstunden etwas verkürzt werden, so wird doch in der kürzeren Zeit mehr intensive Arbeit verlangt, mehr Verbrauch von Nervenenergie, der wieder eine Verkürzung des Lebens bedeutet, so daß die Rechnung dieselbe bleibt. Die vielleicht kürzere Arbeitszeit ist mit größeren Sorgen ausgefüllt, die Hegelei wird

immer größer. Gewonnen wird Nichts und es wird auch nichts gewonnen werden, wenn nicht wahrhaft soziale Ideen sich praktische Bahn brechen.



Daß sich vernünftige soziale Ideen nicht schneller Bahn brechen, liegt wieder an den Vorurteilen, die methodisch in den gebildeteren Ständen erhalten werden, nicht zum wenigsten die Angst, für einen Sozialdemokraten gehalten zu werden. So hält sich der geistige Proletarier meistens noch für zu gut, um soziale Ideen in seinen Kopf hineinzulassen. Beispielsweise hält es der Handelsangestellte für „selbstverständlich“, daß er genau so wie sein Arbeitgeber „liberal“ denken muß. Er meint, an Handel, Industrie, Exportziffern und dergleichen ist nicht nur das Interesse seines Prinzipals, sondern auch das seinige geknüpft. In einzelnen Fällen mag dies wohl auch einmal zutreffen, für die Allgemeinheit aber gilt dies ganz bestimmt nicht, denn diese hat, wie oben zur Genüge erläutert, noch niemals etwas von dem Aufschwung profitiert und wird es auch nicht, denn es widerspricht dem natürlichen Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Aber einmal zugegeben, das Interesse des Kaufmanns und Industriellen und das ihrer Leute seien eins, so gilt es noch festzustellen, daß beide Teile über die wahren sozialen Ziele, denen wir uns zuwenden müssen, gleich schlecht unterrichtet sind. Woher nimmt der Kaufmann seine politischen Ideen? Aus den Zeitungen. Wer sind diese Zeitungen? Größtenteils, so weit wie sie für uns wenigstens in Frage kommen,

kapitalistische Unternehmungen mit kapitalistischen Interessen. Die gesamte Welt der Industrie und des Handels lieft drei oder vier weit verbreitete Zeitungen, die nach meinem Wissen in jüdischen Händen sind, und schöpft daraus ihre Weisheit, was dem Vaterlande am besten frommt! Diese Zeitungen sind die einzige politische Lehre, die sie empfangen. Wer aber sind die Lehrer? Ein paar angestellte Redakteure, die, wenn sie nicht tanzen, wie der Kapitalismus pfeift, aus ihren Stellungen entlassen werden. Die Leserwelt vergißt immer, daß ein Zeitungsartikel doch weiter nichts ist als die — oft gar nicht immer ehrliche — Meinungsäußerung und Interessenverteidigung eines einzigen Menschen. Würde dieser einzige Mensch seine Meinung am Biertische äußern, so gäbe es eine große Debatte. Das gedruckte Wort dagegen hat eine eigentümliche suggestive Macht, der sich mit Leichtigkeit 200000 Menschen unterwerfen. Niemand bedenkt, daß die hier in Frage kommenden Zeitungen schon deswegen nicht die Wahrheit sprechen dürfen, weil sie auf die annoncierenden Kunden Rücksicht nehmen müssen. Wissenschaftliche Bücher lesen Kaufleute nicht, ich habe unter den zahlreichen Kaufleuten, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, Selbstständigen und Unselbstständigen, noch nicht einen gekannt, der eine Ahnung von den Theorien eines Karl Marx oder Adam Smith gehabt hätte. Darin liegt natürlich kein Vorwurf, denn es ist sehr begreiflich, daß der Kaufmann, wenn er des Abends aus seinem Bureau kommt, lieber in die frische Luft geht als theoretische Werke lieft, zumal da Theorie ihm ohnehin etwas Fremdes ist. Für das praktische politische Leben ist das

aber sehr schlimm, denn das kapitalistische liberale Blatt, aus dem er all seine Weisheit schöpft, wird dadurch eben so gut zu einem Gott für ihn wie etwa die Bibel oft beim Landvolle. Solche Blätter, in denen er auch einmal andere Meinungen und Belehrungen empfangen könnte, liest er nicht oder, wenn zufällig, dann selbstverständlich mit vorgefaßtem Urteil. Schon der Haß, mit dem einige Zeitungen auf andere Parteiorgane losfahren und das Gift, das sie dabei verspritzen, müßte jeden denkenden Menschen belehren, was er von solchen Belehrungen zu halten hat. Es ist traurig, daß in einem Lande mit allgemeinem Wahlrecht der theoretische Sinn unter einem großen Teil der Bevölkerung so daniederliegt. Erst kommt die Theorie, dann die Parteinahme. Was wir aber in Wirklichkeit finden, ist, daß die Parteinahme das erste und letzte bleibt und auch zu unausrottbarer Theorie wird.

Die selbständigen Kaufleute zum Nachdenken zu veranlassen, wird dieser Schrift wohl nicht gelingen, oder nur ausnahmsweise. Aber die Unselbständigen fordere ich auf, sich die Frage vorzulegen: Tun diese „liberalen“ Blätter irgend etwas, damit das geistige Proletariat in seinen Existenzbedingungen gehoben wird? Ich kann es nicht finden. Wie wäre es auch zu erwarten? Der größte Teil der Journalisten Deutschlands gehört ja selbst zu diesem geistigen Proletariat. Man lese doch die Annoncentheile der liberalen Blätter, welche fürstliche Gehälter da manchmal den Redakteuren angeboten werden, Leuten, von denen doch nicht nur normale, sondern etwas mehr als normale Fähigkeiten und Kenntnisse, akademische

Bildung, Wiß und Erfahrung im Beruf verlangt werden! Von diesen großkapitalistischen Instituten ist es also ganz und gar nicht zu erwarten, daß sie das Interesse des geistigen Proletariats gegen den immer drückenderen Kapitalismus verteidigen werden. Und doch schöpft der größte Teil des geistigen Proletariats, besonders des kaufmännischen, aus ihnen seine politische Bildung und wird gründlich verbildet, läßt sich in die einseitigsten, dem Wohle der Nation geradezu entgegengesetzten Parteiinteressen hineinziehen.

Die Kunst, einem anderen seine Meinung aufzudrängen, besteht darin, daß man alles das, was einem in den Kram paßt, mit großer Rhetorik heraushebt und das übrige, was einem nicht paßt, wegläßt. Einen anderen Kniff, ein anderes Gehirn zu beeinflussen, gibt es nicht. Ich will dies an zwei Beispielen hier zeigen:

Als die letzte Handelsstatistik Englands herauskam, da schwang ein Berliner Blatt triumphierend die riesigen Umsatzjahren Englands in der Luft herum und pries die glänzenden Folgen des Freihandels in England! Mit dem Leitwort „Was wir wollen und was wir können!“ wurde dieser Freihandel den Deutschen zur Nachahmung empfohlen. Dieser Artikel verschwieg es aber wohlweislich seinen leichtgläubigen Lesern, auf welche Weise denn in England diese riesigen nachahmungswerten Handelsjahren zu Stande kommen und was es mit dem Freihandel in England auf sich hat. Der Grund dieses „Fortschritts“ ist zum großen Teile der, daß England mehr und mehr aufhört, sich selbst mit Getreide und anderen Lebensmitteln zu versorgen, sich selbst zu ernähren. Es importiert etwa

80 % des Getreides aus dem Auslande! Selbstverständlich muß diesem großen Import auch ein entsprechender Export zur Seite stehen, denn das Ausland, bez. die Kolonien, wollen für das Getreide, das sie senden, bezahlt werden. Würde England seine Lebensmittel selbst produzieren, so brauchte es nicht die große Industrie, nicht die große Schifffahrt, nicht die große Marine und hätte nicht so ein großes städtisches Proletariat (London birgt fast $\frac{1}{4}$ der gesamten Bevölkerung Englands), darunter ein sehr großes Lumpenproletariat, sondern eine Bevölkerung, die ein glückliches Leben auf dem Lande führte anstatt in verräucherten Industriebezirken und muffigen Schreibstuben dahin zu vegetieren, während eine enorm reiche Minderheit aus dem Acker- und Wiesenlande Rennplätze, Parke und Jagdgründe macht. Dieser angebliche Fortschritt also, den der Liberalismus als Muster für die Deutschen hinstellt, ist in Wahrheit ein Unglück für das Land, ein Rückgang. Die geistig großartig veranlagte, aber durch Pfaffentum und Sektenaberglauben verdummte englische Bevölkerung ist selbst nicht fähig, über diese Dinge nachzudenken. Der Götze „Freihandel“ hält sie alle im Bann. — Im übrigen ist zu bemerken, daß das, was für England, dem die halbe Welt gehört, gelten mag, noch lange nicht für Deutschland zu gelten braucht.

Ein zweites Beispiel: Kürzlich kam die amtliche Statistik der Verschiebung von Stadt- und Landbevölkerung in Deutschland heraus, und zwar:

	Landbevölkerung	Stadtbevölkerung
1882	57,3 %	42,7 %
1907	40,7 %	59,3 %

Nimmt man noch einige Jahre hinzu, so kann man sagen, daß in ungefähr 30 Jahren die Rollen gerade vertauscht worden sind. Wir rutschen also im Schnellzugstempo auf der schiefen Ebene! Ein liberales Blatt zieht nun hier den eminent geistreichen Schluß: Man sieht also, daß Deutschland ein Industrie- und kein Agrarstaat ist, folglich müsse alles geschehen, um die Industrie zu heben! — Kann man sich eine ver-rücktere Logik noch denken? Ein schlimmeres Miß-leiten der zeitungslesenden deutschen Bevölkerung? Wer ist vaterlandsloser, diese „Liberale“, die mit ihrer Industrie und ihrem Handel Deutschland an das Ausland verraten, oder ein Bebel, wenn er sagt: Deutschland kann und muß sich selbst ernähren? Wo ist der „innere Feind“?

Aber wo das alles hinzielt, läßt sich leicht durch-schauen. Ist Deutschland ein Agrarstaat, so können die Juden, in deren Händen der größte Teil der heute die Kaufmannswelt beherrschenden Presse ist, niemals zur Macht gelangen. Sie sind selbst kein agrarisches, sondern ein Handelsvolk. Sie wollen den deutschen Michel auf ein Kampfgebiet bringen, wo sie sicher Meister bleiben. Daher ist auch die liberale Presse für die Aufhebung der Fideikomnisse und des Groß-Grundbesitzes, aber nicht für die des Großkapitals. Welche Einseitigkeit! Der christliche Kaufmann läßt sich von dieser Presse an der Nase führen und ist selbst schon stark verjüdet, den wahren Interessen der Nation entfremdet. Der deutsche Michel schläft und sieht dem ruhig zu, wie er eingekreist wird. Waren-häuser, Banken, Presse, das ist der eiserne undurchbrechbare kapitalistische Ring, der

einmal sogar den urkräftigen breiten Leib der Germania, wenn sie nicht noch rechtzeitig aufwacht, so zusammenschnüren wird, daß sie vergeblich nach Atem ringen wird. Die Gleichgiltigkeit, der Leichtsinns, mit dem der größte Teil der deutschen Bevölkerung dieser vor ihren Augen wachsenden Gefahr zusieht, ist beinahe unverständlich. Es beweist nur, wie wenig wahrhaft nationale Gesinnung in den Menschen steckt, wie sie eben an weiter nichts als an ihre eigene Tasche denken. Der Deutsche ist zu einem Teil selbst ein Händler, ein Jude geworden, das ist der Grund.

Es steht, so viel ich weiß, fest, daß Deutschland bei rationaler Bewirtschaftung und Ausnützung der Fortschritte der Chemie sich ganz selbst ernähren könnte. Wenn das Inland neun Zehntel liefert, so ist nicht einzusehen, warum nicht auch das letzte Zehntel noch aufgebracht werden sollte. Statt diesem durch die Tatsachen selbst gegebenen Ziele zugusteuern, möchte der Liberalismus, daß wir möglichst viele Industrieprodukte fabrizieren und exportieren und dafür das Getreide aus dem Auslande importieren, wo wir es billiger haben könnten. Diese „vaterlandslose“ Wirtschaftspolitik bedenkt aber nicht oder verschweigt es wissentlich, daß Deutschland damit hilflos der Gnade des Auslandes überliefert ist, was im Falle einer schweren Krise, z. B. Einkreisung im Kriege, zu einer Vernichtung der Nation führen kann. In einem Artikel „Wider den Brotwucher“ vom 15. 8. ist allerdings das Berliner Tageblatt auf diese Gefahr zu sprechen gekommen. Es gibt diese Gefahr sogar zu! Und wie wendet der Artikel diese Gefahr ab? Wir haben im schlimmsten

Falle Oesterreich, das uns mit Lebensmitteln versorgen wird! So, und wenn Oesterreich bei einem allgemeinen europäischen Brande selbst in Stücke zerfällt? Kann Oesterreich überhaupt selbst beim besten Willen so viel Getreide liefern, um die ganze deutsche Bevölkerung zu ernähren? Aber der Verfasser dieses wunderschönen Artikels hat noch einen besseren Ausweg: Den schlimmsten Fall brauche man nicht anzunehmen! Eine wundervolle Vorausicht. Als ob nicht die gesamte Weltgeschichte Zeuge dafür wäre, daß eine Nation, die nicht rechtzeitig den schlimmsten Fall vorausieht, dem Untergange preisgegeben ist. Die schwächste Seite wird stets von dem Feinde erkannt und benützt, und keine Methode ist im Kriege beliebter und bequemer als die des Aushungerns. Der Verfasser des Artikels scheint keine Ahnung davon zu haben, mit welcher Schlaueit die Engländer einen Krieg vorzubereiten wissen. Ich habe diese Schlaueit der Engländer in Südafrika kurz vor und während des Burenkrieges mit eigenen Augen kennen zu lernen und zu bewundern Gelegenheit gehabt und denke etwas weniger einfältig darüber als jener Artikel. England wird wahrscheinlich dafür zu sorgen wissen, daß wir keinen Halm aus Oesterreich bekommen, wenn wir ihn am nötigsten brauchen, es wird seine jüdischen Agenten ausenden, die rechtzeitig alles Getreide in Ungarn und wo es sonst noch herkommen kann, auslaufen. Und England bezahlt in solchen Fällen den zehnfachen Preis, wenn es sein muß! Denn England versteht Krieg zu führen und ist nicht so dumm, mit Geld zu knidern, wo es seine Zwecke erreichen will. Irrtümlich ist auch die Ansicht, daß wir dem Mangel an Nahrungsmitteln

doch nicht abhelfen können, wegen der ausländischen Landarbeiter, die im Kriegsfall in ihre Heimat zurückkehren müßten. Die Anzahl der ausländischen Landarbeiter ist erstens vorläufig noch nicht so sehr bedeutend (was sind etwa 100000 Menschen gegen die gesamte Bevölkerung Deutschlands?), und im Falle der höchsten Gefahr haben wir Millionen von Männern und von Frauen, die entweder freiwillig Hand anlegen würden oder schlimmsten Falles dazu kommandiert werden könnten. Man muß jedenfalls gerade den schlimmsten Fall annehmen, denn die Weltgeschichte lehrt zur Genüge, daß das, was sich die pessimistischste Phantastie ausgemalt hat, oft durch die Brutalität der Tatsachen noch übertroffen wird. Wer im Falle einer Aus Hungering Deutschlands zuerst verhungern wird, das wird das Proletariat sein, das sich für die Bereicherung der Judenschaft abgemüht hat, während zum mindesten ein Teil derselben rechtzeitig Kellhaus genommen haben wird.

Ob Deutschland wirklich das Getreide billiger aus dem Auslande beziehen würde, kann immer noch zweifelhaft scheinen. Denn erstens gibt der Handel mit dem Auslande sehr viele Arbeit (Transport, Zollabfertigung, Schreiberei, Telegraphiererei, u. s. w.), zweitens müßte Deutschland, wenn es so sehr auf das Ausland angewiesen wäre, eine noch größere Marine haben und auch zu Land vielleicht noch mehr gerüstet sein, was alles bekanntlich sehr viel Geld kostet. Selbst ein kleiner rechnerischer Vorteil im Einkauf des Getreides aus dem Auslande wäre also immer noch zurückzuweisen, denn dieser Vorteil wiegt erstens nicht die großen Gefahren auf, mit denen er erkaufte wird;

zweitens ist es sehr zweifelhaft, ob er wirklich der Allgemeinheit zu gute käme, denn mit billigeren Lebensmitteln würden auch die Löhne fallen. Wer eben ganz und gar und in doppelter Beziehung davon profitieren würde, das würden wieder das Großkapital, der Großhandel sein. Das steht wohl auch der jüdische Liberalismus mit seiner überlegenen Voraussicht voraus; es würde sich ein riesiger Handel wie in England entwickeln, Import von Getreide und entsprechender Export, sein Arbeitsfeld sich enorm vergrößern, und die Pläne der Juden, die absolute Geldmacht zu werden, würden sich mit Leichtigkeit verwirklichen. Das Ziel, die Lebensmittel zu verbilligen, kann nicht dadurch erreicht werden, daß der Handel vergrößert, sondern im Gegenteil verringert wird. Sollte sich nicht noch viel von dem Zwischenhandel im Lande selbst eliminieren lassen? Könnte nicht ein direkterer Verkehr zwischen der Landwirtschaft und den Konsumenten eingerichtet werden, wie dies ja zum Teil schon geschehen ist? Man sagt, der Zwischenhandel sei unentbehrlich. Dies möchte ich noch in Frage stellen. Der Händler ist ein Vermittler, da wo der direkte Verkehr zwischen Produzent und Konsument in Folge von Transport-, Zahlungs- und anderen Schwierigkeiten nicht möglich ist. Fällt aber diese natürliche Funktion des Händlers weg, so ist er nur noch ein Parasit. Wenn Deutschland alles Getreide selbst produzierte, so würde auch die Schreierei gegen den Einfuhrzoll hinfällig werden, denn dieser Zoll würde gar nicht bezahlt werden; die Preise im Inlande müssen sich aber von selbst regeln, besonders wenn allem Zwischenhandel (über den die liberalen Blätter niemals ein Wort verlieren!) das Handwerk gelegt wäre.

Wie viel wertvoller es ist, wenn ein Land erst dann an Export denkt, wenn es wirklich Ueberfluß an Produktion hat und erst nachdem es mit sich selbst fertig geworden ist, das zeigt uns England mit seiner ewigen Angst vor der Invasion, die sich nicht selten bis zur Gespensterfurcht und zu „nightmares“ steigert. So groß ist die Furcht der Engländer um ihre Existenz, daß sie Wolken am Horizonte für Zeppelin'sche Lustschiffe ansehen. Handel und Industrie in Ehren, aber ein Land darf sich nicht auf sie verlassen. Der Grund und Boden bleibt, der internationale Handel ist vollkommen unzuverlässig, bringt einen heute hoch, morgen schmeißt er ihn um; er ist etwas gänzlich Instabiles, Verworrenes, ewig Unklares, daher allerdings geeignet für eine gewisse Art Charaktere, die gern im Trüben fischen. In neu erschlossenen Ländern sieht man Städte rasch durch den Handel, infolge irgend einer günstigen Gelegenheit, emporstießen und noch schneller wieder zusammenschmelzen. Handel ist nicht denkbar ohne Spekulation, die Spekulation aber ist verwerflich, weil sie stets mehr Menschen ruiniert als hochbringt. Die Landwirtschaft für den Handel, d. h. für die größere Bereicherung von ein paar Großkaufleuten, aufgeben, das wäre aber die verwerflichste Spekulation, die Deutschland machen könnte. Die Verhältnisse am Weltmarkt wechseln so oft und so rasch, daß sie auf längere Zeit gar nicht vorausgesehen werden können. So ist beispielsweise die früher so blühende Rohgummi-Produktion in unseren Kolonien durch die asiatische Konkurrenz heute so gut wie vernichtet. Wenn China und Japan wirtschaftlich ent-

widelter sein werden, kann es mit einem großen Teile unseres Exports vorüber sein.

Nach Angaben, welche die „Morgenpost“ am 24. 8. macht, fällt der Landwirtschaft übrigens noch das Verdienst zu, daß sie gealterte Arbeiter, welche die Industrie ausgequetscht und auf das Pflaster geworfen hat, wieder aufnimmt. Ein Wegweiser mehr für die einzuschlagende Richtung!

Wir dürfen weder die Verhältnisse wie in Nordamerika noch diejenigen wie in England bekommen. Auf dem Wege dazu sind wir aber bereits, und Abhilfe kann nur die politische Aufklärung wenigstens derer bringen, die am schwersten unter solch einer unnatürlichen Verschiebung zu leiden haben, für die wirklicher Fortschritt, die Aussicht auf bessere Lebensbedingungen, Unabhängigkeit, vor allem auf eine ruhige gesicherte Existenz, eine Fata morgana bleiben muß, ein Trugbild, das ihnen von einseitigen Interessen, so auch von dem Heuchelkrame „Liberalismus“, vorgespiegelt wird, um sie in die falsche Richtung zu loden. Es gibt keine andere Aussicht für die große Masse des geistigen Proletariats, sich zu verbessern, als daß es sich daran gewöhnt, über diese Dinge gründlicher nachzudenken, anstatt die Schlagwörter von Parteiorganen für Evangelien hinzunehmen. Es gibt nur den einzigen Ausweg, daß auch die geistigen Elemente des Volkes anfangen, sozial zu denken. Wie schlimm es wird, das beweist wieder die neueste Kammität, die Ueberzahl der Rechtsanwälte, die jetzt an der Tagesordnung ist, und die Verzweiflungsschritte, zu denen einige der Hunger trieb. Welchen Stand gibt es überhaupt noch, der nicht vor der Gefahr der

Proletarisierung steht? Und wie vereinigt sich denn ethisch diese Tatsache mit dem wachsenden Reichtum der Nation? Ist es nicht ganz offenbar, daß hier ein Uebel vorliegt, das mit der Wurzel ausgerissen werden muß? Die Akademiker haben ein ebenso großes Interesse an gründlichen sozialen Reformen wie das große Heer des nicht-akademischen Privatbeamtentums. Aber ein großer Teil der Intelligenz der Nation hat keine klaren politischen Ziele, denkt nicht nach, läßt sich von Parteiinteressen an der Nase führen, scheut sich, Gedanken zu fassen, die schon der vielleicht größte aller Denker, Plato, vor mehr als 2000 Jahren gehabt hat.

Die Sozialdemokraten sehen es nicht ungern, daß sich die Gegensätze, die Konzentration des Kapitals immer mehr zuspitzt, denn sie meinen, daß sie damit am sichersten an ihr Ziel kommen, weil immer mehr Proletariat in ihr Lager hinüberlaufen wird. Es ist aber gar nicht einzusehen, warum man die nahe Zukunft zu Gunsten einer entfernteren opfern und die besseren Zeiten den kommenden Generationen überlassen soll. Warum nicht lieber gleich ins richtige Fahrwasser einlenken und mögliche Katastrophen vermeiden?

Aber wie? wird man hier fragen. Antwort: Vereinsmeierei tut's nicht, sondern politische Aufklärung. Die große Masse derer, welche die Abgeordneten in's Parlament wählen, sehe sich erst die Männer an, die sie wählt, und wähle nicht solche Männer, die ein offenes persönliches Interesse an dem verkehrten Gang der Dinge haben. So ist es z. B. für den Liberalismus bezeichnend, daß der Advokat für ihn

das Ideal des Staatsmannes ist. Ich denke, Advokaten sind wohl gute Kenner des Rechts; ob sie aber (mit einigen rühmlichen Ausnahmen natürlich) Männer sind, deren Beruf das Denken für weitblickende soziale Ziele geeignet macht, erlaube ich mir zu bezweifeln. Ich kann ebenso wenig glauben, daß ein Großkapitalist, Fabrik- oder sonstiger Direktor, ein Mann, der vielleicht in so und so vielen Aktiengesellschaften Aufsichtsrat ist, derjenige ist, der ein allzu warmes Herz für wahrhaft soziale Reformen in dem hier dargelegten Sinne haben wird. Der Beruf und der Stand machen das menschliche Denken einseitig, das Ideal eines Abgeordneten wäre eigentlich ein jedem praktischen Berufe fern Stehender, der dennoch den Fleiß hat, sich über alle Verhältnisse zu unterrichten. Aber, Theorie bei Seite: Das zahlreiche Privatbeamtentum, wie Angestellte des Handels und der Industrie, Techniker, Journalisten, Sekretäre usw., ferner private Existenzen wie Schriftsteller, Lehrer, ja die meisten Staatsbeamten, haben nicht das geringste Interesse, einen Abgeordneten zu wählen, nur weil er sich dies oder jenes, etwa „liberal“ nennt. So wählen, wie man annehmen darf, sehr viele Gelehrte einen „Liberalen“, nur weil dieses schöne lateinische Wort sie verlockt. Was kann einen Gelehrten dazu bewegen, sich für die Interessen des Großkapitalismus ins Zeug zu legen? Das Privatbeamtentum aber lebt in dem Wahne, sein Interesse wäre identisch mit dem seiner Arbeitgeber, und wählt naiv, ohne darüber nachzudenken, einen dieser Arbeitgeber, schmiedet also seine eigenen Ketten. Die Sozialdemokraten sind doch etwas schlauer und vorausdenkender in der Wahl ihrer Abgeordneten!

Was ist nun aber das sozial-politische Ziel? wird man weiter fragen. Nun, es liegt schon in dem oben Auseinandergesetzten: Wir müssen mit allen Mitteln vermeiden, daß wir solche Verhältnisse wie in England oder Nord-Amerika bekommen, denn für uns würden sie eine viel größere Kalamität bedeuten als für diese beiden Länder, weil uns manche andere Vorteile, die sie haben, durchaus abgehen, so vor allen Dingen der notwendige Ellenbogenraum. Um nun zu vermeiden, daß wir solche Verhältnisse bekommen, daß nicht die deutsche Nation gänzlich verjüdet, wäre das beste Ziel, das freilich zunächst etwas vor den Kopf stoßend ist, das man aber doch demöglich findet, wenn man den Versuch, es zu denken, mehrere Male wiederholt: Verstaatlichung aller großkapitalistischen Institute, des gesamten Bankwesens, Versicherungswesens, später vielleicht auch des gesamten Fabrikwesens und der gesamten Produktion. Vielleicht würden dann auch die Sozialdemokraten mit der Bourgeoisie Frieden schließen und den Gedanken an absolute Gleichmacherei aufgeben. Es kann niemand sagen, daß hierin etwas Utopisches wäre; es ist so wenig utopisch wie die Verstaatlichung des Eisenbahn-, Post-, Telegraphen-, Telephon- und teilweise Minenwesens, wie in manchen Ländern das Tabaksmonopol u. a. Alle diese Institute funktionieren fast vollkommen, und ihre Beamten haben eine schönere und sorgenfreiere, sicherere Existenz als das Privatbeamtentum. Das Privatbeamtentum wähle nicht Handels- und Industrie-Apostel ins Parlament, Vertreter des Großkapitals, sondern Männer, welche den ehrlichen Willen zeigen, aus dem Privatbeamtentum

ein Staatsbeamtentum zu machen. Sagt jemand, das wäre ja eine gräßliche Uniformirerei aller Menschen, so ist die Antwort: diese Uniformität ist längst da und kann nicht mehr viel schlimmer werden. Die Frage ist nur die, auf welche Weise sie leichter erträglich ist. Fürchtet jemand, daß die Romantik der freien Konkurrenz und Betätigung verloren geht, so frage ich: Wo ist diese Romantik, die noch verloren gehen kann? Unsere Gegenwart ist kahl, geistlos und unromantisch. Vielleicht würden die Menschen aber wieder die Zeit gewinnen, sich auch mit schöneren Dingen zu beschäftigen. Deutschland hat es in der Verstaatlichung von Großbetrieben weiter gebracht als die meisten anderen Länder und eine gewisse Neigung dafür. Warum also nicht in diesem Sinne weiter? Es kann nur gewonnen, nichts verloren werden.

Der Großbetrieb hat sich die Welt erobert, der idyllische Kleinbetrieb ist für immer verschwunden, und es ist auch gut so. Daß aber der Großbetrieb, diese neueste Wirtschaftsform, auf die Dauer nur eine Minderzahl bereichern und die große Masse in Armut halten sollte, das wird wohl kein Weitstichtiger glauben. Der Privatgroßbetrieb ist nur eine Uebergangsform und hat somit seine berechnete historische Bedeutung — eine Uebergangsform zu einer sozialen Gesellschaftsform. Einmal kommt es dahin, je früher, desto besser und desto schmerzloser. Die großen Denker und Erfinder haben ihre Kopfarbeit sicherlich nicht zu dem Zwecke hergegeben, daß sich ein paar Menschen bereichern oder daß gar die Juden die Herren von Deutschland werden sollen, sondern um für die Allgemeinheit bessere Daseinsbedingungen zu schaffen.

Wer sich nicht offen für dieses Ziel erklärt, muß als Feind der Allgemeinheit erklärt werden. Das sozialpolitische Ziel soll ein menschliches und kein rechnerisches sein. So viel als dies durchführbar ist, sollte das Streben dahin gehen, daß jeder Mensch sich selbst gehört. Denn nur so kann er auch dem Staate gehören. Der heutige Proletarier, und gerade der geistige, gehört weder sich selbst noch dem Staate, denn das heutige geistige Proletariat, der Nervenarbeiter, hat die Erbschaft der früheren Sklaverei angetreten, und Sklaven haben kein Vaterland. Besser hat sich sogar schon der Muskelarbeiter geholfen.

In dem allgemeinen Wahlrecht hat die vom Kapitalismus ausgebeutete gebildete Bevölkerung, das geistige Proletariat, die Möglichkeit, die Sklaverei von sich abzuschütteln. Es ist sich seiner großen Macht und Selbstbestimmung, die es damit besitzt, noch gar nicht richtig bewußt geworden und sollte von dieser Macht einen ganz anderen Gebrauch machen als bisher.



Nachtrag: Zur Ergänzung des am Anfange der Schrift über Aristoteles Gesagten sei noch erwähnt, daß auch der berühmteste Philosoph des Mittelalters, Thomas von Aquino, die Hörigkeit und Leibeigenschaft befürwortet hat. Thomas ist von der römisch-katholischen Kirche heilig gesprochen worden, und seine Ansichten sind heute noch für den Katholizismus die maßgebenden.

